

Alltägliche Aushandlungen von Pluralität und Differenz - Perspektiven auf das Zusammenleben am Großstadtrand

Wiest, Karin; Kirndörfer, Elisabeth; Pilz, Madlen

Veröffentlichungsversion / Published Version
Forschungsbericht / research report

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Wiest, K., Kirndörfer, E., & Pilz, M. (2021). *Alltägliche Aushandlungen von Pluralität und Differenz - Perspektiven auf das Zusammenleben am Großstadtrand*. (Forum IfL, 41). Leipzig: Leibniz-Institut für Länderkunde e.V. (IfL). <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-74282-7>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

forum



Karin Wiest

mit Beiträgen von Elisabeth Kirndörfer und Madlen Pilz

Alltägliche Aushandlungen von Pluralität und Differenz – Perspektiven auf das Zusammenleben am Großstadtrand

Heft 41 ■ 2021

Leibniz-Institut
für Länderkunde



forum



herausgegeben vom Leibniz-Institut für Länderkunde

Heft 41

Karin Wiest

mit Beiträgen von Elisabeth Kirndörfer und Madlen Pilz

Alltägliche Aushandlungen von Pluralität und Differenz – Perspektiven auf das Zusammenleben am Großstadtrand

Gefördert durch



Deutsche
Forschungsgemeinschaft

Leibniz-Institut für Länderkunde
Leipzig 2021

Die Reihe **forum ifl** des Leibniz-Instituts für Länderkunde dient der zeitnahen Publikation von Erkenntnissen aus Forschungsprojekten des IfL, der Dokumentation von Veranstaltungen sowie der Veröffentlichung von aktuellen Datenanalysen. Ziel ist es, den Austausch unter Fachwissenschaftlern und den Wissenstransfer in die Praxis zu fördern. Die Beiträge werden in einem einfachen, internen Verfahren begutachtet und geben die Ansichten der Autoren wieder, die nicht unbedingt mit denen des IfL gleichzusetzen sind.

Impressum

Verlag: Selbstverlag Leibniz-Institut für Länderkunde e. V.
Schongauerstraße 9, 04328 Leipzig
Tel.: +49 341 600 55-141
Fax: +49 341 600 55-198
E_Mueller@leibniz-ift.de
www.leibniz-ift.de

© 2021

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 978-3-86082-114-5

Online frei verfügbar unter: <https://leibniz-ift.de/forschung/publikationen-1/zeitschriften-und-reihen>

Inhalt

1	Umgang mit Differenz in der Migrationsgesellschaft – Ziel und Aufbau der Studie.....	1
1.1	Ein postmigrantischer Blick auf das Zusammenleben in der Stadt.....	2
1.2	Zielstellung und Untersuchungsdesign	3
1.2.1	Ausgewählte Orte der Feldforschung.....	4
1.2.2	Narrative und leitfadengestützte Interviews	5
1.2.3	Gesamtstädtische Zusammenhänge – ost- und westdeutsche Migrationshistorien im Fokus	5
2	Subjektive Perspektiven auf das Zusammenleben am Großstadtrand	9
2.1	München Nordhaide – (Un-)Gleich im Anderssein?	11
2.1.1	„Vielfalt“ zwischen Normalität und Abweichung	12
2.1.2	Lebenslagen, Zugehörigkeiten und Differenzen	14
2.1.3	Kosmopolitisierungen von unten – Hybridisierung des Alltags	17
2.1.4	„Mehrheitskultur“ und gedachte Entwicklungsunterschiede.....	20
2.1.5	Diskriminierungen, Alltagsrassismus und die Rolle der Stadt.....	22
2.1.6	Die Zuschreibungen „Deutsche“, „Nicht-Deutsche“ und das Image der Nordhaide	23
2.1.7	Institutionelle Zugänge in der Migrationsgesellschaft	27
2.2	Leipzig Paunsdorf – ein fragiles Terrain	31
2.2.1	„Alte“ Problemlagen, „neue“ Migration und Aushandlungen von Differenz.....	31
2.2.2	Die Unterkunft für Geflüchtete – eine Zäsur?.....	34
2.2.3	Kulturelle Öffnungsversuche – Eine Gratwanderung	38
2.2.4	Distanzierungen, Relativierungen, Scham – Alltagsrassismus als Erwartungshaltung	41
2.2.5	Soziale Arbeit im Quartier als politischer Auftrag.....	44
2.2.6	Eine Migrationsgesellschaft im Werden	46
3	Laborräume der Migrationsgesellschaft – Ethnographische Feldstudien	51
3.1	Feuerlöschen am Brennpunkt? Alltägliche Aushandlungen von Differenz in einem Jugendclub in Leipzig-Paunsdorf (Elisabeth Kirndörfer).....	51
3.1.1	Detaillblick a: Differenzierungslinien, oder: Ein Nachmittag im Crazy	54
3.1.2	Detaillblick b: Das „Knuspern“ oder: Was hat die Praxis des Provozierens im Jugendclub mit der Migrationsgesellschaft zu tun?	58
3.2	Migrationsgesellschaft von unten gestalten – Begegnungen im Bewohnerzentrum Nordhaide (Madlen Pilz).....	61
3.2.1	Der Mittagstisch als nachbarschaftliche Ressource und Ort gesellschaftlicher Verhandlung	63
3.2.2	Arbeit an der Schnittstelle zwischen kulturalisierten Missverständnissen und sozialen Problemlagen	64
3.2.3	An den Bruchstellen der Migrationsgesellschaft	66
4	Zusammenfassung und Ausblick	69

5	Anhang	72
	Anhang 1 Einrichtungen und Gesprächspartner:innen	72
	Anhang 2 Gesprächsleitfaden	74
6	Literatur	75

Abbildungen

Abbildung 1	Aushandlung von Differenz in der Migrationsgesellschaft	3
Abbildung 2	Ausländische Bevölkerung in München und Leipzig	7
Abbildung 3	München – Sozialräumliche Differenzierungen, Lage des Untersuchungsraumes	11
Abbildung 4	Leipzig – Sozialräumliche Differenzierung, Lage des Untersuchungsraumes.....	31
Abbildung 5	Der Jugendclub – ein Laborraum der Migrationsgesellschaft.....	54
Abbildung 6	Ort der Feldforschung – der Bolzplatz vor dem Jugendclub in Paunsdorf.....	72

Tabellen

Tabelle 1	Teilnehmendes Forschen und leitfadengestützte Interviews	4
Tabelle 2	Untersuchungsräume – sozialstatistische Indikatoren	9
Tabelle 3	Kontaktierte Institutionen und Projekte.....	72
Tabelle 4	Zitierte Gesprächspartner:innen: Bezugsregionen, berufliche Tätigkeiten, Pseudonyme	73

Die Autor:innen danken an dieser Stelle allen Personen, die an der vorliegenden Studie beteiligt waren. Ohne ihre Unterstützung und ihre Offenheit, Erfahrungen und Perspektiven mit uns zu teilen, wäre unsere Forschungsarbeit nicht möglich gewesen. Ein besonderer Dank geht an die Mitarbeiter:innen und Jugendlichen des Jugendclubs Crazy, die Koordinierungsstelle Integration/Migration und das Quartiersmanagement in Paunsdorf, die Mitarbeiter:innen und Besucher:innen des Bewohnerzentrums Nordhaide, den REGSAM Arbeitskreis Nordhaide sowie den Leiter der Diakonie München Nord. Weiterer Dank geht an Luise Postert und Dilan Karatas für die Unterstützung bei der Durchführung und Transkription der Interviews, an Lauren McKown für die graphische Gestaltung der Ausstellungsposter und Jana Scheffer für die abschließende Durchsicht. Das Forschungsvorhaben (Projekt 310500971) wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert.

Blicke wechseln

Miteinander (er)leben in Paunsdorf



Einwohnerwachstum und eine zunehmende Internationalisierung haben Leipzig in den letzten Jahren stark geprägt. Auch der Alltag in den Wohngebieten am Stadtrand wandelt sich, wie zum Beispiel in der Großwohnsiedlung Paunsdorf.

„Blicke wechseln“ wurde vom Leibniz-Institut für Länderkunde (IfL) in Kooperation mit den Stadtteilexpeditionen Leipzig und der Koordinierungsstelle Migration/Integration gestaltet.

Unter dem Motto „Gesicht zeigen – Stimme erheben“ lädt die Ausstellung dazu ein, sich auf die Suche im Stadtteil zu begeben und sich auf unbekannte Perspektiven einzulassen. Sie zeigt, wie unterschiedlich das Miteinander in Paunsdorf erlebt wird.

Gestaltung: Leibniz-Institut für Länderkunde
Karin Wiest, Lauren Mc Kown,
Elisabeth Kirndörfer

Fotos: Lauren Mc Kown (Portraits & Collagen),
Carsten Ludwig (Luftaufnahmen),
Stadtteilexpeditionen Leipzig
Sandra Plessig & Diana Wesser
(Lieblingsorte, Kleingärten & Balkone)

Plakat 1 Das Quartier als vielfältiger Erfahrungsraum	8
Plakat 2 Differenzen annehmen	10
Plakat 3 Sich fremd fühlen.....	18
Plakat 4 Lieblingsorte teilen.....	26
Plakat 5 Nicht gehört werden	30
Plakat 6 Veränderungen erleben.....	36
Plakat 7 Erklärungen suchen.....	40
Plakat 8 Trennendes erleben	46
Plakat 9 Sich erst einmal kennenlernen	50
Plakat 10 Anerkennung erleben	56
Plakat 11 Wünsche haben.....	62
Plakat 12 Neugierig sein.....	68

1 Umgang mit Differenz in der Migrationsgesellschaft – Ziel und Aufbau der Studie

Die vorliegende Studie beleuchtet Aushandlungen von Pluralität und Differenz im Alltag urbaner Migrationsgesellschaften. Sie basiert auf Gesprächen und ethnographischen Beobachtungen, die im Rahmen des Forschungsprojektes „Lokal gestrandet, global vernetzt – Umgang mit Vielfalt an den gesellschaftlichen Rändern der postmigrantischen Stadt“ durchgeführt wurden. Dieses von der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Zeitraum August 2016 bis März 2019 finanzierte Projekt setzte sich mit der Frage auseinander, wie gesellschaftliche Pluralisierung, transnationale Erfahrungen und Einflüsse auf urbane Diskurse und Alltagswelten einwirken. „Stadt“ wurde in diesem Untersuchungszusammenhang als Ort gesellschaftlicher Aushandlung und als Ergebnis einer Vielzahl alltäglicher Routinen und Praktiken der Raumaneignung und Raumproduktion gedacht. Am Beispiel der beiden deutschen Großstädte München und Leipzig, die unter anderem durch ost- und westdeutsche Pfade der Internationalisierung gekennzeichnet sind, sollten differenzierte Erfahrungen, Praktiken und Strategien im Umgang mit „Migration“ bzw. national-ethnisch-kultureller Differenz in ihren spezifischen gesellschaftspolitischen und sozioökonomischen Kontexten dargestellt und erklärt werden.

Das vorliegende Heft der Reihe *forum ifl* stellt jene Teilergebnisse des Projektes vor, die den Umgang mit Vielfalt und Differenz in unterschiedlichen städtischen Alltagsräumen, im Sinne von Orten der transnationalen und transkulturellen Vernetzung, Diversität und Fluktuation beleuchten.¹ Neben Stadträumen bzw. Nachbarschaften werden konkrete Orte der Begegnung als Kristallisationspunkte und Aushandlungsknoten von transkulturellen Erfahrungen, sozialen Zugehörigkeiten und Ausschlüssen in der Migrationsgesellschaft betrachtet. Dementsprechend stehen ethnographische Feldstudien in ausgewählten institutionellen Settings wie Jugendclubs und Nachbarschaftseinrichtungen im Zentrum der Analyse. Diese werden ergänzt und umrahmt von subjektiven Perspektiven auf das nachbarschaftliche Zusammenleben im Wohnquartier auf der Grundlage von narrativen Interviews. Der raumbezogene Zugriff der Studie orientiert sich an „[...] einen kontextuell eingebetteten, durch externe und interne Handlungen sozial konstruierten, jedoch unscharf konturierten Mittelpunkt-Ort alltäglicher Lebenswelten und individueller sozialer Sphären“ (Schnur 2008: 40).

Die Texte des vorliegenden Berichtes werden von Abbildungen begleitet, die für Stadtteilausstellungen in den beiden Untersuchungsgebieten Nordhaide und Paunsdorf² entwickelt wurden. Die Poster thematisieren den Alltag der Menschen in sich pluralisierenden Wohnsiedlungen am Stadtrand von Leipzig und München.

¹ Im ersten Teil des Projekts standen journalistische und kommunalpolitische Diskurse im Zentrum der Analysen. Auf Grundlage der lokalen Zeitungsberichterstattung und ergänzenden, explorativen Interviews mit Vertreter:innen lokaler Behörden und Institutionen wurde der Frage nachgegangen, wie „Migration“ und „Vielfalt“ in den beiden Fallstudienstädten verhandelt werden und welche Funktionen sie dadurch im lokalen Diskurs übernehmen.

² Die Stadtteilausstellung in Paunsdorf wurde in Kooperation mit der Koordinierungsstelle Migration/Integration Paunsdorf und den „Leipziger Stadtteilexpeditionen“ entwickelt. Die Münchner Stadtteilausstellung konnte auf Grund der Corona Krise nicht zum Abschluss gebracht werden.

1.1 Ein postmigrantischer Blick auf das Zusammenleben in der Stadt

Theoretisch-konzeptioneller Ausgangspunkt der Studie war es, die Zugriffe der kritischen Migrationsforschung (u.a. Bojadžijev und Römhild 2014, Labor Migration 2014) auf Fragestellungen der sozialgeographischen Stadtforschung, wie den stadtgesellschaftlichen Umgang mit Diversität, anzuwenden. Ein wesentliches Merkmal dieser Debatten ist die kritische Auseinandersetzung mit nationalstaatlichen Integrationsdispositiven, der „Defizitperspektive“ auf Migration, der Verkürzung „migrationsgesellschaftlicher Wirklichkeiten auf (klassische) Einwanderung“ sowie mit der Frage, wer über wen spricht (Mecheril 2014: 108ff). Ausgehend von einem entsprechenden Perspektivenwechsel in der gesellschaftlichen Wahrnehmung und Positionierung von Migration war es Ziel der Studie, die alltäglichen Aushandlungen, Perspektiven und Praktiken in städtischen Lebenszusammenhängen zu analysieren, die durch die Erfahrung von Migration bzw. den Umgang mit „Differenz“ bestimmt werden (Foroutan 2018).

Migration wurde vor diesem Hintergrund als eine gesellschaftliche Zuschreibung und als ein „sozial hergestelltes und vermitteltes Verhältnis“ konzeptualisiert, das es ohne „die diversen Politiken und Versuche, Migration zu steuern, zu verwalten, zu vermessen, zu bebildern und zu deuten“ (Hess 2015: 60) nicht geben würde. Der Begriff der natio-ethno-kulturellen Differenz verweist im Untersuchungszusammenhang in Ergänzung dazu auf das Problem der „alltäglichen Konstruktion von Andersheit (...) bei der sich Kategorien wie ‚Nation‘, ‚Ethnizität‘ und ‚Kultur‘ häufig uneindeutig vermischen (Ivanova 2020: 19). „Die wechselseitige Verwiesenheit der Kategorien ‚Nation‘, ‚Ethnizität‘ und ‚Kultur‘ und ihre Verschwommenheit und Unklarheit sind zugleich auch Bedingung ihres politischen und sozialen Wirksamwerdens“, denn sie bildet den Hintergrund „vor dem es möglich wird, Imaginationen, Unterstellungen und sehr grobe Zuschreibungen vorzunehmen.“ (Dirim und Mecheril 2018: 164)

Eine wichtige These der Untersuchung bildet die Annahme, dass die wachsende Pluralisierung und Mobilität unter Globalisierungsbedingungen mit einer Verschiebung sozialer Hierarchien, sowie mit Neudefinitionen von Zugehörigkeiten und Differenzen einhergeht. So sind einerseits neue migrationsgesellschaftliche Selbstverständlichkeiten entstanden, mit verbesserten „Partizipationsmöglichkeiten von (ehemals) Eingewanderten und ihren Nachkommen, wie auch neuen Möglichkeiten, Diskriminierung und rassistische Ausschlüsse zurückzuweisen und juristisch zu bekämpfen“ (Espahangizi et al. 2016: 15). Andererseits bestehen Formen der Exklusion und Praktiken der Regulierung und Kontrolle von migrationsbedingten Phänomenen fort und haben zum Teil an Schärfe gewonnen. Dies zeigt sich besonders in den konflikthaften, emotionalisierten Debatten um das Thema „Migration“, die als Antwort auf die zunehmende gesellschaftliche Ausdifferenzierung und Transnationalisierung verstanden werden können (El-Mafalaani 2018). Die Kontroversen, die unter dem Stichwort „Migration“ geführt werden, verstellen jedoch häufig den Blick auf die ihnen zu Grunde liegenden Strukturen sozialer Ungleichheiten und Machtverhältnisse – „denn die soziale und kulturelle Reproduktion von Ungleichheiten wird durch Ethnisierungen und Rassifizierungen, durch Religion, Geschlechterdifferenzierungen und durch nationale Identifikation legitimiert“ (Çağlar und Glick-Schiller 2011: 150, Foroutan 2018). Entsprechende Konstruktionen eines „Anderen“ werden auf unterschiedlichen Ebenen wirksam – in politischen Diskursen und gouvernementalen Praktiken ebenso, wie im städtischen Alltag (Çağlar und Glick-Schiller 2018: 209, Mecheril 2018).

In Anlehnung an die aktuellen Debatten um eine „postmigrantische Gesellschaft in Deutschland“ (Foroutan 2018, 2019, Yildiz und Hill 2015, Espahangizi 2016) orientierte sich die Projektarbeit an einem konzeptionellen Zugriff, der Migration einerseits als eine stadtgestaltende Kraft in den Blick nimmt und andererseits als ein gesellschaftlich reproduziertes Verhältnis anerkennt. Das Stichwort „postmigrantische Perspektive“ soll diesen Zugriff markieren – es zielt im Sinn einer Heuristik darauf ab, mehrheitsgesellschaftliche Vorannahmen in der sozialwissenschaftlichen Stadtforschung aus einer migrationsgesellschaftlichen Perspektive heraus kritisch zu hinterfragen. Die an einem entsprechenden Zugriff orientierten Leitgedanken und Hypothesen, die der Projektarbeit zu Grunde lagen, lassen sich wie folgt skizzieren:

Die empirische Arbeit war einerseits darauf ausgerichtet, essentialisierende Kategorisierungen wie vereinfachende Unterscheidungen zwischen „Zugewanderten“ und „Einheimischen“, „Migrant:innen“ und „Nicht-Migrant:innen“ analytisch zu dekonstruieren. Andererseits repräsentieren die vielfältigen mit der Zuschreibung „Migration“ verbundenen gesellschaftlichen Hindernisse, Ein- und Ausschlüsse im Alltag von Stadtbewohner:innen sowie die Bedeutung individueller kultureller Bindungen einen wichtigen Erklärungsrahmen der Analyse. Anliegen war es hier, die Verkürzungen entsprechender Kategorisierungen kritisch im Blick zu behalten, ohne ihre Wirkmächtigkeit im Alltag zu vernachlässigen (siehe Abb. 1).

„Migration“ bzw. natio-ethno-kulturelle Differenzen wurden als Marker und Stellvertreter für gesellschaftliche Aushandlungen um Zugehörigkeiten in sich pluralisierenden Gesellschaften angenommen. Sie stehen in Beziehung mit und werden überlagert von sozialstrukturellen Merkmalen, Gruppenzugehörigkeiten und individuellen Identifikationen.

Aushandlungen von Minderheitenpositionen, Ambivalenzen in der Positionierung gegenüber „Migration“ und Antagonismen zwischen Befürworter:innen und Gegner:innen des Pluralismus wurden als charakteristische Konfliktlinien (El-Mafaalani 2018) einer postmigrantischen Gesellschaft angenommen.



Abbildung 1 Aushandlung von Differenz in der Migrationsgesellschaft

1.2 Zielstellung und Untersuchungsdesign

Der Umgang mit natio-ethno-kultureller Differenz und Vielfalt wurde im Rahmen des Projekts in unterschiedlichen städtischen Alltagskontexten erforscht. Ziel war es soziale Logiken im alltäglichen Miteinander zu identifizieren und Einsichten darüber zu gewinnen, welche Rolle sowohl Migrationserfahrungen als auch migrationsbezogene Zuschreibungen von Differenz in der sozialen Grammatik des urbanen Zusammenlebens spielen. Dazu wurden die folgenden empirischen Zugänge gewählt:

- In zwei randstädtischen Wohnsiedlungen, dem Stadtteil Leipzig Paunsdorf und der Münchener Nordhaide, wurden Interviews mit Bewohner:innen und mit Repräsentant:innen lokaler Institutionen und Organisationen geführt. Im Mittelpunkt dieses Zugriffs standen subjektive Perspektiven auf das Zusammenleben in der Stadt bzw. im Stadtteil im Kontext individuell-biographischer Erfahrungen und im Arbeitsalltag.
- In ausgewählten Mikrosettings wie Jugendclubs, Nachbarschaftshäusern und Frauencafés wurden ethnographische Feldstudien durchgeführt. Im Mittelpunkt der Beobachtungen stand die Frage wie urbane Migrationsgesellschaften auf der Mikroebene von unten gestaltet werden und wie mit Differenz in konkreten Alltagssituationen umgegangen wird.

Tabelle 1 Teilnehmendes Forschen und leitfadengestützte Interviews

Untersuchungsaufbau		
Fallstudienstädte	München	Leipzig
Ethnographische Feldstudien	Aushandlung von Differenz in konkreten Alltagskontexten	
Teilnehmendes Forschen in ausgew. Einrichtungen 2. HJ 2017 – 2. HJ 2018	Jugendclub Boomerang Bewohnerzentrum Nordhaide Juno Frauencafé	Jugendclub Crazy Frauencafé Ost (Interaction/Pögehaus)
Narrative, leitfadengestützte Interviews	Subjektive Perspektiven auf das Zusammenleben im Quartier	
Bewohner:innen Mitarbeiter:innen Quartierseinrichtungen	Nordhaide 11 10	Paunsdorf 11 11

1.2.1 Ausgewählte Orte der Feldforschung

Um geeignete Settings zu identifizieren, die als interkulturelle Schnittstellen und Orte der Aushandlung urbaner Pluralität und Differenz zu verstehen sind, wurden in beiden Städten zunächst zahlreiche Erkundungsgänge durchgeführt. Die ersten Sondierungen fokussierten sich großräumig auf die nördlichen Stadtteile Münchens und in Leipzig auf den östlichen Stadtraum. Bei aller kleinräumigen Heterogenität sind sowohl der Münchner Norden als auch der Leipziger Osten durch einen im gesamtstädtischen Vergleich höheren Anteil an Bewohner:innen mit Migrationserfahrungen gekennzeichnet (Abb. 3, 5). Gleichzeitig haftet diesen Stadträumen das Image an, eher zu den benachteiligten oder einfacheren Wohnlagen im jeweiligen Stadtgebiet zu gehören.

Das Forschungsdesign sollte es ermöglichen, ein Miteinander im städtischen Alltag zu erschließen, das weniger auf zufällig-anonymen Begegnungen beruht, sondern durch intensivere und wiederkehrende Interaktionen gekennzeichnet ist, von denen angenommen werden kann, dass sie lokale Gesellschaften aktiv mitgestalten. Ein weiteres Kriterium für die Auswahl einer Einrichtung für eine längerfristige Beobachtung war neben der Offenheit gegenüber dem Forschungsvorhaben, dass die jeweiligen Akteur:innen in ihren Alltagspraktiken kontinuierlich – zum Teil explizit, zum Teil eher implizit – auf die Migrationserfahrungen der Beteiligten Bezug nahmen. Mit kommunalen Jugendclubs, einem Bewohnerzentrum und selbstorganisierten Frauencafés, die als wir als Orte für unsere regelmäßigen Beobachtungen über einen längeren Zeitraum ausgewählt hatten, standen darüber hinaus je spezifische Lebenslagen im Mittelpunkt. So insbesondere jene von Jugendlichen sowie von Frauen mit Migrationserfahrungen (siehe Kap. 3). Sowohl Jugendclubs als auch Frauencafés fanden als Feld der Aushandlung migrationsgesellschaftlicher Differenz- bzw. Konfliktlinien in der Forschung bislang wenig Berücksichtigung. Gleichzeitig können sie als paradigmatische Räume der Migrationsgesellschaft betrachtet werden, an denen Erfahrungen ausgetauscht, gemeinsame Regeln ausgehandelt, hegemoniale Bilder herausgefordert und dadurch eigene Selbstverständnisse sowie Identitätsvorstellungen entwickelt werden (Pilz und Kirndörfer 2021).

Vor diesem Hintergrund fanden in beiden Städten verteilt über die Jahre 2017 und 2018 teilnehmende Beobachtungen in Treffs der Offenen Jugendhilfe, in Frauencafés und im Bewohnerzentrum statt. Die Leipziger Settings wurden mehrmals im Monat an ausgewählten Wochentagen besucht. In den Münchner Settings wurden dagegen regelmäßige Beobachtung an aufeinanderfolgenden Tagen im monatlichem Rhythmus durchgeführt. Die Beobachtungen wurden in ausführlichen Protokollen im Anschluss an die Besuche dokumentiert.

Neben den teilnehmenden Beobachtungen innerhalb der Einrichtungen beinhaltete die Forschungsarbeit zudem partizipative Formate wie unter anderem die Gestaltung von Aktionen im Rahmen von Initiativen und Stadtteilsten und die Konzeption einer Ausstellung (siehe die Ausstellungsposter im Text).

1.2.2 Narrative und leitfadengestützte Interviews

In Ergänzung zu den teilnehmenden Beobachtungen in den unterschiedlichen Einrichtungen wurden insgesamt 43 leitfadengestützte, narrative Interviews bzw. Diskussionen in Kleingruppen mit Bewohner:innen sowie mit Vertreter:innen sozialer, kultureller und pädagogischer Einrichtungen wie unter anderem Kindergärten, Schulen, Quartiersmanagement geführt (siehe Anhang 1). Kontaktiert wurden die Befragten über Multiplikator:innen in den beiden Wohnsiedlungen – Paunsdorf am östlichen Leipziger Stadtrand und Nordhaide am nördlichen Münchner Stadtrand – in denen sich auch die Orte der ethnographischen Feldstudien befanden.

Um es den Befragten zu ermöglichen, Narrationen über das Zusammenleben und biographische Erfahrungen aus einer individuellen Perspektive heraus zu entwickeln, wurden die Gespräche mit größtmöglicher Offenheit geführt. Die in einem Leitfaden gebündelten Gesprächsimpulse zielten ab auf nachbarschaftliche Beziehungen, auf die Situation von Neuankömmlingen sowie darauf wie Begegnungen zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft erlebt wurden, wie Engagement und Einbindung in lokale Institutionen zustande kamen und auf die Rolle der (Mehrfach-)Zugehörigkeit zu Herkunftsregionen (Anhang 2). Die narrativen Interviews wurden in deutscher Sprache geführt. Die Sprachkenntnisse der Befragten waren sehr unterschiedlich. In einigen Fällen mussten Sprachmittler:innen die Gesprächssituation unterstützen.

Die Analyse der transkribierten Interviews orientiert sich an den Interpretationsrichtlinien der Grounded Theory (Glaser und Strauss 1967, Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014). Als Analyserahmen wurde eine „postmigrantische Perspektive“ im Sinne Heuristik zu Grunde gelegt, auf deren Basis folgende Fragen an das empirische Material gestellt wurden (Wiest 2020):

- Durch welche sich überlagernden sozialen Hierarchisierungen und Differenzierungen ist der Quartiersalltag strukturiert? Welche Bedeutung kommt natio-ethno-kulturellen Differenzen bei der Aushandlung gesellschaftlicher (Nicht-)Zugehörigkeiten zu?
- Wird das Thema „Migration“/„Herkunft“ in bestimmten Handlungskontexten instrumentalisiert?
- Inwieweit wird das Thema Migration aus einer Defizitperspektive gedacht? Werden Phänomene der Marginalisierung mit dem Thema Migration verknüpft?
- Werden Internationalität und Diversität als unumkehrbare Prozesse des gesellschaftlichen Zusammenlebens betrachtet?

Ziel der Analyse war es, eine Bandbreite subjektiv-individueller Deutungsmuster zu identifizieren, die in räumliche Erklärungszusammenhänge eingebunden sind, aber nicht kausal daraus abgeleitet werden können. Im Rahmen der Tiefeninterviews repräsentierte die Ebene der Nachbarschaft bzw. des Quartiers daher einen wichtigen Bezugs- bzw. Ausgangspunkt. Die ethnographischen Beobachtungen von Alltagspraktiken in Jugendclubs, Bewohnerzentren und Frauencafés sowie die Subjektivitäten der Stadtbewohner:innen auf Basis der narrativen Interviews lassen sich auf der Ebene des Stadtraums verankern und miteinander in Beziehung setzen. Sie stehen im Mittelpunkt der Ergebnisdarstellungen.

1.2.3 Gesamtstädtische Zusammenhänge – ost- und westdeutsche Migrationshistorien im Fokus

Durch die Gegenüberstellung der beiden Nachbarschaften sowie der unterschiedlichen Settings, die in den beiden Städten Leipzig und München betrachtet wurden, sollte vor allem ein wechselseitiger Lernprozess angestoßen werden. Das aus einer Fallstudie gewonnene Wissen sollte in Fragen für die jeweils andere Fallstudie übersetzt werden, im Sinn einer Auseinandersetzung mit

und über verschiedene urbane Erfahrungen hinweg (Robinson 2011). Dieser Zugang richtet sich auch auf das Anliegen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den betrachteten Quartieren und Settings in einem breiteren Verständnis wahrzunehmen, d.h. im Idealfall die Wirkungsweisen globaler und nationaler Zusammenhänge auf die beobachteten Orte ebenso mitzudenken wie lokale Diskurse und Ereignisse. Dementsprechend stehen nicht feste Vergleichseinheiten oder essentialisierende Perspektiven im Vordergrund, sondern das Interesse an Erscheinungen und Prozessen, die sich auf unterschiedlichen Skalen entfalten und durch unterschiedliche Akteurskonstellationen hervorgebracht werden (z.B. Barlett und Vavrus 2017, Glick-Schiller und Çağlar 2009). Um die einzelnen empirischen Befunde in ihrer gesamtstädtischen Einbettung nachvollziehbar zu machen, werden im Folgenden zunächst einige demographische, stadtentwicklungs- und integrationspolitische Linien der beiden Städte skizziert. Eine wesentliche Bedeutung kommt hier den unterschiedlichen ost- und westdeutschen Migrationshistorien der beiden Kommunen zu, die sich sowohl in strukturellen Unterschieden als auch in einer unterschiedlichen diskursiven Einbettung der Themen „Migration“/ „Integration“ niederschlagen.

So sind in ostdeutschen Städten Integrations- und Migrationsthemen aufgrund der Dominanz von Abwanderungsproblemen, Schrumpfung und zunächst geringen Anteilen von Stadtbewohner:innen ausländischer Herkunft erst relativ spät in den Fokus stadtentwicklungspolitischer Strategien gerückt. Demgegenüber konnten in westdeutschen Städten, vor dem Hintergrund jahrzehntelanger internationaler Zuwanderungsströme, integrationspolitische Routinen über einen längeren Zeitraum entwickelt werden (Münch 2013). Obwohl Darstellungen des Anteils der Bewohner:innen mit Migrationshintergrund³ keine Aussagen über individuelle Lebenslagen zulassen, kommen in ihnen die unterschiedlichen Zuwanderungshistorien der beiden Städte zum Ausdruck (Tab. 2). Hier zeigen sich deutliche strukturelle Unterschiede zwischen den beiden untersuchten Städten hinsichtlich der Aufenthaltsdauer und dem legalen Aufenthaltsstatus der internationalen zuwandernden Bevölkerung (Abb. 2). Die unterschiedlichen sozioökonomischen Kontexte, in die die ungleichen Pfade der Internationalisierung eingebettet sind, lassen sich verkürzt, wie folgt skizzieren:

München: In der bayerischen Landeshauptstadt hat die internationale Zuwanderung spätestens mit der Anwerbung von Arbeitskräften ab Mitte der 1950er Jahre entscheidend zum wirtschaftlichem Aufstieg und demographischen Wachstum der Metropole beigetragen. Dieser Zusammenhang besteht bis heute. München gehört neben Frankfurt a.M. und Stuttgart zu den Großstädten in Deutschland, mit den höchsten Migrant:innenanteilen an den Bewohner:innen. Wesentliche Gründe dafür, dass die Themen Migration und Integration im öffentlichen Diskurs kaum im Sinn von „Parallelgesellschaften“ problematisiert werden, werden unter anderem im Zusammenspiel aus wirtschaftlicher Prosperität, steuernden Eingriffen im Bereich des Wohnungsmarktes und einer relativ frühzeitigen Auseinandersetzung mit integrationspolitischen Themen gesehen (Aybek 2009). Im Vergleich deutscher Großstädte fällt München seit vielen Jahren durch niedrigste Arbeitslosenquoten sowie höchste Kaufkraftquoten auf. Diese wirtschaftliche Stärke spiegelt sich in der sozialen Zusammensetzung der Stadtbewohner:innen: Der Anteil der Besserverdienenden und der Hochqualifizierten ist im deutschen Großstadtvergleich generell hoch – auch unter den Münchner:innen mit Zuwanderungsgeschichte (Huss 2010). Gleichzeitig wird vor dem Hintergrund eines sehr hohen Mietniveaus und entsprechenden Lebenshaltungskosten das Armutsrisiko in München regelmäßig unterschätzt.

Leipzig: Bis Ende der 1990er Jahre hatte die Stadt mit den für ostdeutsche Kommunen typischen Strukturproblemen zu kämpfen, die mit starken Abwanderungsbewegungen, Alterungstendenzen und mit einem stagnierend geringen Migrant:innenanteil einhergingen. Internationale Zuwanderung wurde vor diesem Hintergrund, zunächst vor allem als Chance im Kampf gegen Leerstände

³ Der Begriff „Migrationshintergrund“ ist kritisch zu bewerten, nicht zuletzt hinsichtlich der Tendenz, ethnisierenden Sichtweisen auf Gesellschaft und Veränderungen Vorschub zu leisten – dennoch erscheint er als relevanter Indikator für den Internationalisierungsgrad einer Kommune. Er ermöglicht es einerseits „demografische Entwicklungen statistisch zu erfassen und zu thematisieren, andererseits wurde hier eine neue Fremdkategorie eingeführt, die nunmehr auch die eingebürgerten ‚Fremden‘ erfasst.“ (Espahangizi 2016)

und Verödung wahrgenommen (Stadt Leipzig 2013: 29). Indem sich die Stadt in den 2000er Jahren von einer Schrumpfungs- zu einer Wachstumsmetropole wandelte, hat seit 2010 die internationale Zuwanderung an Bedeutung gewonnen. Der Anteil der Leipziger mit Migrationshintergrund ist dementsprechend angestiegen, von 6 % im Jahr 2000 auf 16 % im Jahr 2020. Obwohl der Anteil der Einwohner:innen mit Migrationshintergrund im Vergleich zu anderen westdeutschen Städten in Deutschland gegenwärtig noch relativ gering erscheint, gilt Leipzig im ostdeutschen Kontext als ein Vorreiter in puncto Internationalisierung.

Neben dem Einwohnerzuwachs wird auch die Verjüngung der Stadtbevölkerung im starken Maß durch die internationale Zuwanderung getragen (Martin 2018: 13). Die Themen Migration und Integration sind im Zuge dessen stärker in den Fokus von Wirtschaftsförderung und Stadtentwicklungsplanung geraten. Fremdenfeindlichkeit wird in diesen Kontexten als besondere Bedrohung für ein positives Image, die Konkurrenzfähigkeit im zwischenstädtischen Wettbewerb, aber auch das Zusammenleben in der Stadt wahrgenommen (Kirndörfer und Wiest 2020). Gleichzeitig zeichnen sich, unter den Bedingungen der wachsenden Nachfrage auf dem Wohnungsmarkt zunehmende Segregationstendenzen ab, die als Gefahr für den gesellschaftlichen Zusammenhalt wahrgenommen werden (Stadt Leipzig 2018a: C 2.5 - 13). Diese Prozesse zeigen sich in den randstädtischen Großwohnsiedlungen der Stadt in besonderer Weise. So auch in der Siedlung Paunsdorf, die im Mittelpunkt unserer Untersuchungen stand.

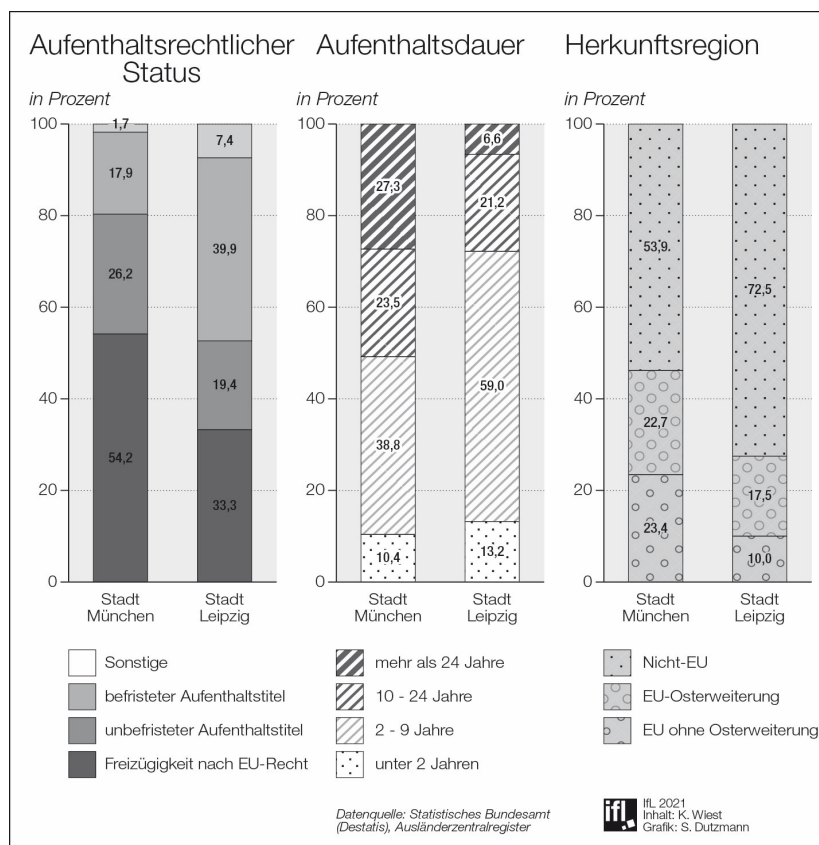


Abbildung 2 Ausländische Bevölkerung in München und Leipzig

Quartier als vielfältiger Erfahrungsraum



Die Texte der Ausstellung basieren auf teilnehmenden Beobachtungen und anonymisierten Gesprächen, die im Rahmen der Studie des Leibniz-Instituts für Länderkunde (IfL) „Umgang mit Vielfalt an den Rändern der post-migrantischen Stadt“ geführt wurden.

**Wie begegnet man sich
im Alltag?**

**Wie ist es, wenn man neu
im Viertel ankommt?**

Ziel war es, in Erfahrung zu bringen, wie die Menschen in Paunsdorf das Zusammenleben im Alltag und seinen Wandel erleben. Im Blickpunkt standen persönliche Erlebnisse und der Alltag in Einrichtungen, wie Jugendclubs, Schulen und Kindergärten.

Mensch-Umwelt-Collagen

Die Bilder der Ausstellung thematisieren, wie Paunsdorf von den Menschen im Stadtteil reflektiert wird und mit welchen Orten sie eine besondere Verbindung eingehen. In den Gesichtern der Porträtierten spiegeln sich die geteilten Räume: Architekturen, Gartenanlagen, Verkehrswege und Sportplätze. Wie werden sie von ihnen gedacht und erlebt?



BIBLIOTHEK



Plakat 1 Das Quartier als vielfältiger Erfahrungsraum

2 Subjektive Perspektiven auf das Zusammenleben am Großstadtrand

Im Fokus der folgenden Betrachtung stehen Perspektiven auf die beiden randstädtischen Wohnsiedlungen München-Nordhaide und Leipzig-Paunsdorf. Ein wesentlicher Teil der empirischen Feldzugänge des Projektes war in diese beiden sozialräumlichen Nachbarschaften eingebettet. Auf diese Weise konnte thematisiert werden, wie – neben übergreifenden sozioökonomischen Rahmenbedingungen und Diskursen auf gesamtstädtischer Ebene – auch Strukturen auf der Quartiersebene in alltägliche Aushandlungspraktiken und subjektive Wahrnehmungen um Migration und Vielfalt hineinwirken. Gleichzeitig spiegeln sich in diesen Nachbarschaftskontexten einige typische Verläufe der Internationalisierung sowie besondere stadtentwicklungspolitische Herausforderungen der beiden Städte München und Leipzig wider.

Die Siedlung *München-Nordhaide* wurde als Modellprojekt für ein sozial vielfältiges Quartier, mit einem entsprechend differenzierten Wohnangebot für unterschiedliche Einkommensgruppen, konzipiert. Die städtebaulichen Strukturen und die Einwohnerzusammensetzung des Gebiets, mit einem hohen Anteil an Bewohner:innen mit Migrationsgeschichte, können als exemplarisch betrachtet werden, für die jüngeren städtebaulichen Entwicklungsgebiete in München.

Leipzig-Paunsdorf wurde als letzte Großwohnsiedlung der Stadt in industriellem DDR-Plattenbau errichtet. Durch das spezifische Zusammenspiel sozialer Segregationsprozesse, Überalterungstendenzen und zunehmende internationale Neuzuzüge zeigen sich hier neue Herausforderungen und Umbrüche in der sozialen Zusammensetzung der Bewohner:innen, die gegenwärtig für Großwohnsiedlungen in Ostdeutschland charakteristisch sind.

Mit dem Rückgriff auf ausgewählte, verschriftlichte Interviewpassagen werden im folgenden Kapitel subjektive Perspektiven und Reflexionen der Menschen vor Ort in den Mittelpunkt gerückt. Die Aussagen der Gesprächspartner:innen sind nicht generalisierbar, sondern müssen in ihren jeweiligen individuellen und lebensgeschichtlichen Kontexten nachvollzogen werden. Dennoch erlauben sie in der Gesamtschau eine Annäherung an zentrale Logiken, Konfliktlinien und Aushandlungsfelder im Umgang mit Differenz und Vielfalt in ihrer jeweiligen lokalen Einbettung. Die unterschiedlichen Lebenssituationen und transnationalen Bezüge der Gesprächspartner:innen sind gleichzeitig ein Spiegelbild der unterschiedlichen Einwanderungsgeschichten der beiden Städte (Abb. 2). So kommt im Münchner Beispiel ein breiteres Spektrum an Menschen der ersten und zweiten Zuwanderergenerationen zu Wort, die ihre familiären Herkunft besonders im (süd-)europäischen Raum verorten. Im Leipziger Fallbeispiel dominieren entsprechend der sozialen Zusammensetzung im Quartier ältere, oft noch in der DDR sozialisierte Bewohner:innen und Menschen mit Fluchtgeschichte aus dem arabischen Raum, die erst seit kurzem in der Stadt leben (Anhang 1, Tab. 4).

Tabelle 2 Untersuchungsräume – sozialstatistische Indikatoren

	Leipzig-Paunsdorf	Stadt Leipzig	Milbertsh/Am Hart*	Stadt München
Einwohner:innen mit Migrationsgeschichte 2019 (%)	18,2	15,4	62,0 (74,2*)	45,1
Stadtratswahl**				
AfD (%)	26,3	14,9	5,5	4,4
Wahlbeteiligung (%)	43,1	59,7	36,3	49,0
Arbeitslosenquote 2019 (%)	8,9	4,7	3,2	2,8
*Nordhaide gehört administrativ zum Bezirk 11 Milbertshofen-Am Hart; **in München 2020, in Leipzig 2019				

Differenzen annehmen

Die Nordhaide wurde von Beginn an als ein sozial vielfältiges Quartier nach dem Münchner Modell konzipiert. Dies spiegelt sich in den unterschiedlichen Altersgruppen, Einkommensverhältnissen, kulturellen Wurzeln und der Internationalität der Bewohnerinnen und Bewohner. Eine Vielfalt, die auch den Alltag bestimmt, wie in Kindergärten und Schulen, in denen oft ganz unterschiedliche Hintergründe zu berücksichtigen sind.

Offenheit erleben

Ein wichtiger Aspekt des Zusammenlebens ist die Bereitschaft diese Differenzen und die daraus resultierenden Konflikte nicht als Störfaktoren zu betrachten, sondern als wichtige und dauerhafte Bestandteile des Alltags anzunehmen. Die Beschäftigten in den Einrichtungen im Quartier stellen sich auf die unterschiedlichen Bedürfnisse ein, setzen sich mit ihnen auseinander und sprechen einfach darüber. Wie die Erzieherinnen im NEULAND und im Kindertreff, die erzählen: „*Wir beten eigentlich Mantras für Offenheit und versuchen immer andere Sichtweisen aufzuzeigen, einfach zu sehen: Es gibt nicht nur die eine Sichtweise sondern, hey, das geht ja auch ganz anders!*“



Plakat 2 Differenzen annehmen

2.1 München Nordhaide – (Un-)Gleich im Anderssein?

„Bis man hier rausfährt, wissen Sie, da ist dieses ganze Industriegebiet von BMW und so. Da denkt man, es hört auf, aber dann kommt man hierher und dann ist hier eine ganz bunte Gegend.“ (Frau Önder)

Die Siedlung Nordhaide gehört administrativ zum Stadtbezirk 11 Milbertshofen-Am Hart. Sie ist zwischen 1999 und 2011 im Rahmen einer städtebaulichen Entwicklungsmaßnahme auf einem ehemaligen Truppenübungsplatz, der sogenannten Panzerwiese, entstanden. Bei großen Neubauvorhaben wie diesem kommen in München seit Mitte der 1990er Jahre Quotenregelungen auf Basis der „sozialgerechten Bodenordnung“ zum Tragen. Investoren werden bei der Gebietserschließung unter anderem verpflichtet, ein Drittel der neu geschaffenen Wohnbauflächen für den sozialen Wohnungsbau zur Verfügung zu stellen sowie sich an den Herstellungskosten für soziale Infrastrukturen zu beteiligen. Dadurch soll sozialräumlichen Segregationsprozessen im Stadtraum entgegengewirkt werden. Die Schaffung unterschiedlicher Wohnangebote zielt darauf ab, räumliche Nähe zwischen unterschiedlichen sozialen Milieus und Einkommensgruppen über den Wohnungsmarkt herzustellen. Auch bei den Planungen des Untersuchungsbeispiels Nordhaide am nördlichen Stadtrand Münchens kam diese Strategie zum Einsatz. Die Siedlung umfasst zu etwa je einem Drittel öffentlich geförderte Mietwohnungen (38 %), frei finanzierte Mietwohnungen (32 %) und von der Stadt München nach dem sog. „Münchner Modell“ geförderte Eigentums- und Mietwohnungen, die deutlich unter dem üblichen Marktpreis liegen (30 %) (Empirica 2011). Darüber hinaus befinden sich in den insgesamt 2.500 Wohneinheiten im Gebiet auch 545 Studentenapartments. Die planerische Zielsetzung, ein Wohngebiet für eine heterogene Bewohnerzusammensetzung zu schaffen und Begegnung unterschiedlicher Bewohnergruppen zu fördern, findet ihren Niederschlag auch in der städtebaulichen Gestaltung. Viele Freiflächen, Aufenthaltsmöglichkeiten sowie eine vorrangige Erschließung für Fußgänger und Radfahrer prägen den Grundriss. Entsprechend dem hohen Anteil an Haushalten mit Kindern, zeichnet sich die Siedlung durch eine hohe Dichte an Kinderbetreuungseinrichtungen aus.

Mit 74 % der Bewohner:innen denen das Label „Migrationshintergrund“ zugeschrieben wird, sticht das Quartier auch im vergleichsweise internationalen Münchner Kontext heraus (Tab. 2, Abb. 3). Die Diversität der Herkünfte ist jedoch nicht in erster Linie darauf zurückzuführen, eine erste Anlaufstelle für Neuzuziehende in der Stadt zu sein. Sie steht vielmehr im Zusammenhang mit innerstädtischen Umzugsketten und den Beschäftigtenstrukturen in den nahe gelegenen Betrieben und Arbeitsplätzen wie unter anderem den BMW-Werken.

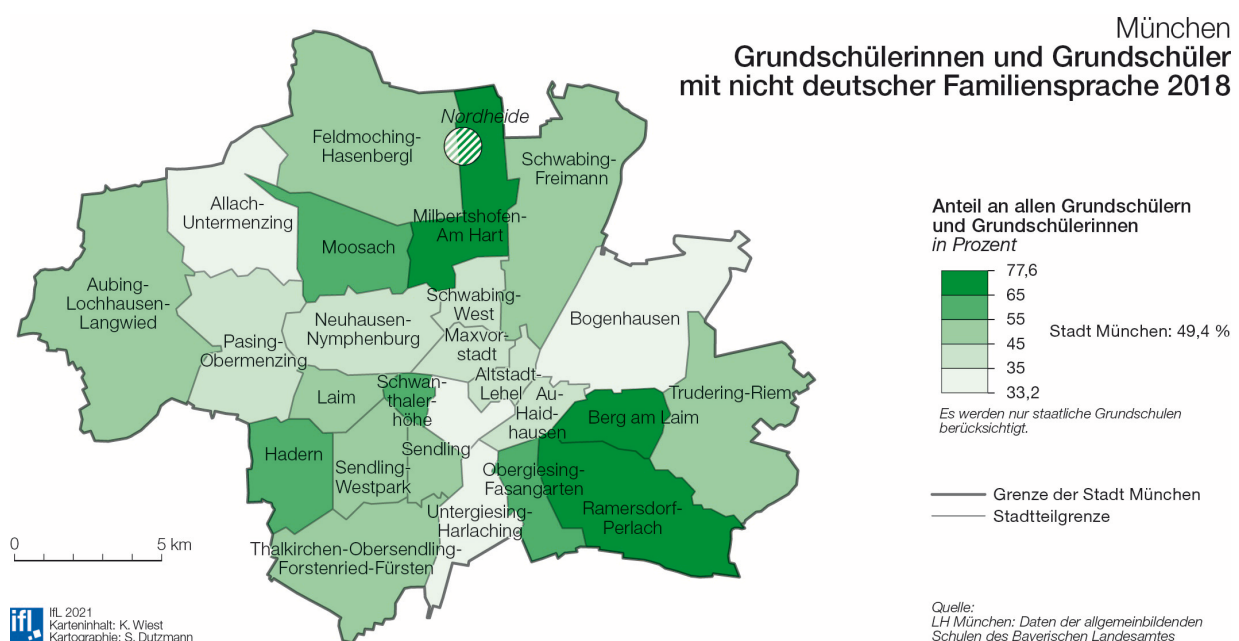


Abbildung 3 München – Sozialräumliche Differenzierungen, Lage des Untersuchungsraumes

2.1.1 „Vielfalt“ zwischen Normalität und Abweichung

Als ein besonderes Moment des nachbarschaftlichen Zusammenlebens in Nordhaide wurden von Gesprächspartner:innen, die bereits von Beginn an im Quartier leben, die Anfangsjahre erlebt. Diese wurden häufig im Bild einer Pioniergeschichte, als eine Art Ausnahmezustand, aber auch als eine identitätsstiftende, gemeinsame Erfahrung geschildert. Die folgende Erzählung eines lokalen Akteurs beschreibt den relativ zeitgleichen Zuzug von Menschen unterschiedlichster Herkunft in eine neu entstandene Siedlung, in der sich eine Gemeinschaft neuformiert und in der die Regeln der Migrationsgesellschaft im Kleinen erstmalig ausgefochten wurden. Er berichtet von dieser Anfangszeit:

„Und das war ja diese tolle Chance und gleichzeitig wahnsinnige Anforderung an die Leute, die da dazu gezogen sind. Ich gehe am Freitag aus dem Büro und am Montag, wenn ich wiederkomme, sind Hunderte von Leuten da, die einfach das Haus bezogen haben am Wochenende. Da ist ein ganzes Haus bezogen worden! Und es gelten keine Regeln, weil es gibt keinen, der zuerst da war. Also wie cool ist es, erstmal hier zu gestalten und gleichzeitig wie brutal anstrengend ist das, ne, sich da irgendwo Regeln zu geben? Und jetzt haben wir da, keine Ahnung, 70, 50, 70 Nationen, ich weiß es gar nicht.“ (Herr Rössler)

In dieser Erzählung werden die Rahmenbedingungen des Zusammenlebens in der Nordhaide fast wie eine Laborsituation geschildert, deren besondere „Versuchsanordnung“ durch die unterschiedlichen Herkunft und Migrationshintergründe der Akteur:innen gegeben ist. Die Bandbreite der Sichtweisen auf diese Situation und ihren Einfluss auf den Quartiersalltag deuten die folgenden Gesprächsausschnitte an:

„Also ich finde es ist nicht so das große Thema, wie man vielleicht anhand der Zahlen [zum Migrationshintergrund] denken könnte. Aber ja, es ist den Leuten schon bewusst...“ (Herr Niedermayer)

„Wenn wir eine neue Mitarbeiterin in unserer Einrichtung haben, kommt eben nicht als erstes die Frage „Wie alt bist du?“ oder „Wie heißt du?“, sondern „Aus welchem Land kommst Du?“ Das ist immer die erste Frage hier, tatsächlich.“ (Stella)

„Hallo, wir haben hier eine kulturelle Vielfalt, nicht mal als Konzept der Integration, sondern als Zustand, mit dem man einfach umgehen muss. Wenn ich in die Kindertagesstätten reinschaue und ich 90 Prozent Migrationsanteil habe, wer integriert denn wen wohin?“ (Herr Rössler)

Diese ausgewählten Zitate zeichnen einen Spannungsbogen, der in den unterschiedlichen Gesprächen immer wieder eine Art Interpretationsrahmen bildet: Einerseits das Erleben einer relativen Alltäglichkeit der zahlreichen nationalen und regionalen Herkunft der Menschen im Wohnquartier, die sich in vielen Alltagsritualen und Alltagspraktiken widerspiegelt – und die insbesondere in den sozialen und Bildungseinrichtungen tagtäglich ausgehandelt werden. Andererseits wird die Tatsache, dass die Zusammensetzung der Menschen im Münchner Norden bzw. der Siedlung Nordhaide durch sehr unterschiedliche Herkunfts- und Migrationsbiographien geprägt ist, immer wieder als ein hervorstechendes Merkmal der Wohnumgebung angesprochen. Das Bewusstsein diesbezüglich in einem „besonderen“ Umfeld zu leben, das sich vom Rest der Stadt München unterscheidet, wird in den Gesprächen deutlich zum Ausdruck gebracht. So wird die Internationalität der Bewohner:innen zwar als alltagsbestimmend erlebt, aber gleichzeitig auch als eine Abweichung von stereotypen Vorstellungsbildern über die Stadt München. Diese vermutete Abweichung wird jedoch unterschiedlich interpretiert: so wurde die „Vielfalt“ im Quartier in der Regel – wie unter anderem im Augenblick des Neuzuzugs in das Gebiet – zunächst als gewöhnungsbedürftig, als ein Stück weit „unbürgerlich“, aber auch tendenziell als Ausdruck einer gesellschaftlichen Randstellung wahrgenommen. Die Aussagen einer Jugendlichen, die dies irgendwie cool findet, einer Erzieherin, die es „unmünchnerisch“ findet und einer Mutter, die eine gewisse Distanzierung durchblicken lässt, veranschaulichen diesen Interpretationsrahmen:

„In dem Viertel aus dem ich kam, hatte man auch nicht so viele auf einen Platz mit Migrationshintergrund, das hatte ich nie. Und dann, wo ich hierhergekommen bin, da war das am Anfang so „Wah“, aber auch irgendwie cool. Also irgendwie, man hat „boah“, so viel gesehen. Oh, so viele neue Leute aus verschiedenen Ländern aus verschiedenen Kulturen...“ (Lale)

„Die unterschiedlichen Kulturen hier - man fühlt sich hier auch manchmal wie in Berlin, sage ich immer. Das ist so was ganz Anderes wie man sich München vorstellt, also wie man denkt, München ist spießig, und das finde ich hier gar nicht ...“ (Mitarbeiterin Kinderbetreuungseinrichtung)

„Und dann sind wir hierhergezogen und es war hier eine andere Mentalität, muss ich ehrlich sagen. Also ich mag die Leute sehr gerne und ich helfe auch, wenn sie nicht Deutsch können. Aber in der Stadt sieht man solche Leute nicht.“ (Frau Önder)

Die etwa zwanzigjährige Lale betont im nachfolgenden Zitat, die Vielfalt der Herkunft als Besonderheit der Siedlung – interessant ist an ihrer Aussage, dass es ihr gelingt, die erlebte Abweichung in eine Zukunftsperspektive zu transformieren – im Sinne einer städtischen Gesellschaft, die gerade durch Bewohner:innen wie in der Nordhaide von unten geformt und gestaltet wird. Dadurch lässt sich ihre Aussage als emanzipatorische Aufforderung zur Ermächtigung interpretieren – in Anlehnung an die postmigrantische Forderung Migration „vom gesellschaftlichen Rand ins Zentrum zu holen“ (Labor Migration 2014).

„Aber für uns ist es so, dass wir uns langsam daran [an die Internationalität und Vielfalt] gewöhnen. Wir finden, dass es einfach dazugehört. Das ist jetzt unser München! Deswegen glaube ich auch, dass manche Leute sagen: 'Ja, früher war es nicht so laut und so weiter.' Es ist einfach gewöhnungsbedürftig. Aber wenn man es gesehen hat, wenn man es die ganze Zeit vor sich sieht, dann sieht man, dass es normal ist. Das ist München!“ (Lale)

Grundsätzlich macht die Differenziertheit der Lebensläufe und Herkunft im Wohnumfeld Nordhaide einfache Zuordnungen und Kategorisierungen im Alltag mitunter schwierig. Mit Beschreibungen wie „alles querbeet“, „alles ganz gemischt“, „ganz bunt“, „multikulti“ etc. wird meist versucht eine große undefinierbare Vielfalt der Herkunft zu fassen. Während die Zuschreibung „deutsch“ mit einem klaren Vorstellungsbild verknüpft zu sein scheint, bleiben die übrigen „nicht-deutsch“ markierten Lebenslagen in den Erzählungen eher diffus. Die folgenden Zitate veranschaulichen, dass die Markierung „deutsch“ als Referenzrahmen für die trotz ihrer quantitativen Dominanz als Abweichung markierte „Vielfalt“ herangezogen wird:

„In Milbertshofen waren viele deutsche Nachbarn. Jetzt, geht mein Kind in die erste Klasse in Nordhaide. Der hat auch multikulti-Klasse, mehr aus Balkanländern. Also ein oder zwei äh, deutsche Kinder. Alle sind also multikulti.“ (Gizem)

B: „Für die Kinder ist alles ganz selbstverständlich. Da sind nur zwei Kinder aus Deutschland. Die anderen sind, alles ganz gemischt.“ (...)

I: „Aber denkt man da eigentlich noch über die Herkunft nach?“

B: „Nein, eigentlich nicht. Ich bin ja selber Ausländerin, das darf ich ja gar nicht.“

I: „Und die Kindergärtnerinnen, thematisieren sie das?“

B: „Nein, gar nicht. Da sind ja auch von überall her.“ (Frau Önder)

Die alleinerziehende Mutter bringt bezogen auf die Situation in Kinderbetreuungseinrichtungen gleichzeitig zum Ausdruck, dass sie sich selbst, auf Grund ihrer eigenen Migrationsgeschichte, für nicht berechtigt hält die Internationalität der Bewohner:innen im Quartier zur Diskussion zu stellen oder gar zu bewerten. Ihre Aussage *„Ich bin ja selber Ausländerin, das darf ich ja gar nicht“* stellt eine Distanz her, die sich dahingehend deuten lässt, dass sie sich auf Grund ihrer türkischen Wurzeln – sie ist immerhin gebürtige Münchnerin! – nicht zur Stadtgesellschaft zugehörig fühlt. Auch andere Gesprächspartner thematisieren Probleme des gesellschaftlichen Ausschlusses und der

Nichtzugehörigkeit – soziale Grenzen die innerhalb der „gemischten“ Bewohnerstrukturen im Münchner Norden weiterhin existieren. Der langjährige Mitarbeiter einer sozialen Hilfseinrichtung nimmt hier ein eher unfreiwilliges Nebeneinander wahr, dass vor allem in fehlenden Sprachkenntnissen gründet:

*„Weil unser Stadtteil ist gemischt. Deutsche und Migranten. Viele Migranten, die sind Analphabet. Oder viele Migranten, die reden kein Deutsch. Weil kann sein, die sind gekommen in 60er Jahre hier nach Deutschland. Nur Arbeit und nichts Anderes. Keine Schulung, keine Schule, keine Kontakte mit Deutsche, auch hier in Stadtteil.“
(Igor)*

Die vereinfachende Unterscheidung zwischen Deutschen und Migrant:innen lässt sich als Hinweis darauf lesen, dass das postmigrantische Anliegen der „Demigrantisierung“ im *common sense* der Alltagskommunikation (noch) nicht bestimmend ist. Gleichzeitig beinhaltet das letzte Zitat auch einen Bezug auf eine spezifische Lebenssituation, die häufig als besonders charakteristisch für den Kontext Nordhaide bzw. allgemeiner den Münchner Norden wahrgenommen wurde. Es sind die Lebenslagen der im Zuge der Anwerbungsabkommen zugezogenen „Gastarbeiter“, die trotz der langen Aufenthaltsdauer in München oft nur einen teilweisen gesellschaftlichen Einschluss erfahren haben. So hat die vorrangige Einbindung über den Arbeitsmarkt, die mit starken zeitlichen Restriktionen und fehlenden Sprachangeboten einherging, den Zutritt zu anderen gesellschaftlichen Bereichen häufig verhindert. Die unterschiedlichen sozialen Lagen, die das Zusammenleben im Quartier prägen und die Frage, auf welche Weise der Faktor Migration damit verknüpft und verwoben ist, sind Gegenstand des folgenden Abschnitts.

2.1.2 Lebenslagen, Zugehörigkeiten und Differenzen

Soziale Grenzziehungen und Gruppenzugehörigkeiten sind dynamische Konstrukte, die laufend (neu) definiert werden und die in vielen alltäglichen Handlungskontexten wirksam werden. In der Alltagskommunikation wird oft stark vereinfachend zwischen „deutschen Familien“, „Deutschen“, „Einheimischen“, „Migranten“, „Ausländern“ unterschieden. Meist ist den Sprecher:innen durchaus bewusst, dass diese Unterscheidungen zu undifferenziert sind. Zentral ist daher vielmehr was im Einzelfall mit den Begriffen „Migrant:innen“, „Einheimischen“ etc. im Alltagsverständnis konnotiert ist. Im Folgenden sollen einige zentrale Differenzierungslinien skizziert werden, die auf unterschiedlichen Ebenen mit dem Faktor „Herkunft“ bzw. „Migration“ verknüpft werden.

Eine bedeutende soziale Gruppe, die – je nach Kontext – als „Migrant:innen“ gelabelt wird, repräsentiert jene Münchner:innen mit Migrationsgeschichte, die in den 1960er bis 1980er Jahren zugezogen sind und die gleichzeitig die Elterngeneration vieler Bewohner:innen darstellt. Für diese sogenannte Gastarbeitergeneration, die sich mittlerweile zunehmend im Ruhestand befindet, werden im Münchner Norden neue gesellschaftliche Herausforderungen identifiziert. So sind die Sozialsysteme im Bereich der Altenhilfe vielfach nicht auf die mit dem Älterwerden der Zuwanderer verbundenen neuen gesellschaftlichen Aufgaben eingestellt. Die damit in Zusammenhang stehenden Erfahrungen, wie u.a. das erneute Erleben von gesellschaftlichem Ausschluss, schildert ein Vertreter der Diakonie Hasenberg selbstkritisch wie folgt:

„...bei den Älteren sind wir alle ein Stück weit überrascht worden, dass ja auf einmal diese Gastarbeiter ja doch nicht in die Herkunftsländer zurückgehen, sondern hierbleiben. ... Also für die Menschen war es ein gescheiterter Lebensentwurf oder ein nicht durchgeführter, wie auch immer, wertfrei. Und ich sage mal, wir sind auch nicht drauf vorbereitet, dass sie im Alter noch hier sind...“

„...weil sie den Anschluss nicht finden, warum auch immer, weil auf der deutschen Seite die Barrieren sind, die Zulassungsgeschichten. ‚Was willst denn DU hier? Du hast eine andere Hautfarbe, du sprichst so komisch beim Mittagstisch in der Seniorenereinrichtung, bei den Ausflügen.‘ Ne? Und das sind nur die kleinen Spitzen ... Das sind tatsächlich die Hausaufgaben, die wir einfach zu lösen haben“.

Der Umgang mit dem Eintritt in den Ruhestand früherer Migrant:innengenerationen zeigt auch, dass Migration als unumkehrbarer, bleibende Strukturen schaffender Prozess – und eben nicht als Zuwanderung auf Zeit – noch nicht durchgängig im öffentlichen Bewusstsein der Stadtgesellschaft verankert ist. Gleichzeitig lässt das Beispiel erkennen, dass die durch unterschiedliche Lebenslagen bedingten Zugehörigkeiten, Ausschlüsse und Benachteiligungen in unterschiedlicher Form auch mit dem Faktor „Migrationshintergrund“ verwoben sind.

Auch Herr Sykora, der vor 30 Jahren aus der Slowakei nach München gezogen ist, steht nun kurz vor der Rente. An seinem Beispiel lassen sich weitere Differenzierungen und gesellschaftliche Hierarchisierungen skizzieren: Er ist verheiratet und hat drei erwachsene Kinder. Mit großer Freude erfüllt ihn, dass er Wohneigentum in Nordhaide erwerben konnte und seine Kinder in angesehenen Berufen arbeiten. So wird einer seiner Söhne Rechtsanwalt und seine Tochter ist Lehrerin an einer Grundschule – dass sie nun selbst Schüler:innen Deutsch beibringt, wird betont und erfüllt den Vater mit Genugtuung. Er lässt immer wieder erkennen, dass er sich den erfolgreichen Ein- und Aufstieg in der Münchner Gesellschaft hart erarbeitet hat und berichtet von den Anfangsjahren, die durch Stigmatisierungen gekennzeichnet waren:

I: „Aber war es für Sie am Anfang schwierig dann, wo Sie ganz frisch nach München gekommen sind, dann am Anfang?“

B: „Das war es schon, wissen Sie... Da hat sich die, die Gesellschaft, hat sich geändert, auch die Deutschen haben sich geändert. Ja. Da/ nee, also die Deutschen haben auf uns geschaut, ja, so wie, na ja, aus dem Osten, das ist die kaputte ... So wie auch sie kommen aus der DDR, also das ist auch so, die Sachsen, ja? Ja, die erzählen dann da ja immer so ein bisschen von oben herab.“

Interessant sind in diesem kurzen Interviewauszug die angedeuteten Parallelen, die hinsichtlich erlebter Abwertungs- und Ausgrenzungserfahrungen zwischen migrationsbezogenen „Veränderungen“⁴ und dem Ost/Westverhältnis in Deutschland gezogen werden – ein Aspekt, den Foroutan et al. (2019) mit der Frage nach Analogien der symbolischen Abwertung von Ostdeutschen und Muslim:innen nachgehen.⁵

Die Erzählung von Herrn Sykora veranschaulicht auch, dass Vorstellungen von einem bestimmten „Integrationsgrad“ bzw. eines „Rechts auf Zugehörigkeit“ durch Sprachkenntnisse und ein sich „Erarbeiten der Zugehörigkeit“ erst erworben werden müssen. Darüber hinaus zeigt sich, dass gerade auch für Münchner:innen mit Zuwanderungsgeschichte mit dem Immobilienerwerb ein starkes Gefühl des „Angekommenseins“ in der Stadtgesellschaft verknüpft ist. Unter den Bedingungen des hochgradig angespannten Wohnungsmarktes ist der Zugang zu Wohnraum auch ein wichtiger Gradmesser für die Möglichkeiten, sich gesellschaftlich etablieren zu können. Dementsprechend werden auch besonders deutliche soziale Unterschiede und Hierarchien zwischen den Bewohner:innen von Sozialwohnungen und den Bewohner:innen die in Eigentumswohnungen leben im Wohngebiet wahrgenommen.

Da zum Zeitpunkt der Gespräche und vor dem Hintergrund des Sommers 2015 das Thema Flucht-migration noch sehr präsent war, bezieht sich eine der markantesten Grenzziehungen entlang der soziale Zugehörigkeiten bzw. Ausschlüsse definiert werden, auf die Gruppe der „Geflüchteten“. Interessant an der folgenden Feststellung eines im Stadtteil politisch engagierten Bewohners ist hier die implizite Annahme, dass Bürger:innen mit Migrationsgeschichte eine andere Haltung gegenüber den jüngsten Zuwanderern einnehmen müssten als „Einheimische“, sowie die Unterscheidung zwischen produktiver Migration („hier wohnen und arbeiten“) und nicht-produktiver Migration:

⁴ „Veränderung“ hier im Sinn von „Othering“ verwendet.

⁵ „Ostdeutsche sind mit ähnlichen Abwertungen konfrontiert wie Muslim:innen. Westdeutsche werfen beiden Gruppen vor: sich zum Opfer zu stilisieren, sich nicht genug vom Extremismus zu distanzieren und noch nicht im heutigen Deutschland angekommen zu sein, womit beide Gruppen stereotypisiert und migrantisiert werden.“ (Foroutan et. al. 2019: 37)

„Weil es gerade das Stichwort Flüchtlinge, das wird von den Leuten schon anders wahrgenommen und auch mehr problematisiert. Das haben die Leute teilweise schon kritisch begleitet auch, ja? Sie haben das schon, meine ich unterschieden, dass hier sozusagen, hier sind die Flüchtlinge und hier sind die Leute mit ausländischem Hintergrund, die halt hier wohnen und arbeiten, da wusste man schon zu differenzieren. ... Doch, doch und auch sozusagen ein Migrationshintergrund hindert nicht daran eine sehr kritische Position einzunehmen.“ (Herr Niedermeyer)

Im Zusammenhang mit dem Erscheinen der Geflüchteten in der Stadtgesellschaft wurden unter anderem Befürchtungen ausgemacht, dass hart erkämpfte Integrationsleistungen dadurch entwertet werden könnten, dass Migrationserfahrungen und damit verknüpfte Lebenslagen nicht differenziert werden und dass der gesellschaftliche Diskurs um das Thema „Migration“ eine unerwünschte Richtung nehmen könnte. Diesen Stimmungswandel infolge der „Flüchtlingskrise“ und seine Wirkung auf das soziale Miteinander beschreibt die Leiterin einer sozialen Hilfsorganisation im Hinblick auf ihre Klienten:

„Also ich sehe es nicht ganz so positiv, ich finde schon, dass wir was gemerkt haben. Wir merken den Druck bei Migranten, also das wurde mir sehr oft gesagt, jetzt kommen die Flüchtlinge, die machen jetzt wieder dieses Thema Migration so schwierig. Wir haben jetzt schon so gekämpft.“ (Frau Walter)

In der sozialen Lage der Geflüchteten, die durch die engen Grenzen von rechtlichem Aufenthaltsstatus, Staatszugehörigkeit und finanzielle Möglichkeiten definiert werden, werden die fundamentalen stadtgesellschaftlichen Unterschiede in den Zugangsmöglichkeiten zu wichtigen Lebensbereichen wie unter dem Brennglas sichtbar. Neben diesen markanten Faktoren sozialer Ungleichheiten, die gleichzeitig Positionen sozialer (Nicht-)Zugehörigkeit markieren, wirken im Alltag vielmehr zahlreiche feine Grenzen und Hürden in das soziale Miteinander im Stadtteil ein. So können auch die vielfältigen, sich überlagernden symbolischen Grenzen entlang von Bildungsunterschieden, Geschlechterrollen, Religions- und kulturellen Zugehörigkeiten, aber auch dem individuellen Habitus, politischen Einstellungen und Werten ein- und ausschließende Wirkungen entfalten. Diese „feinen Unterschiede“ (Bourdieu 1982) durch Sozialisation und Herkunft bestimmen beispielsweise die Erzählung einer jungen Mutter aus Bayern, die zahlreiche Hürden wahrnimmt, mit den sehr unterschiedlichen Menschen in ihrem Umfeld in Kontakt zu treten. Um ihre Distinktion zu begründen, zeichnet sie ein Bild unvereinbarer Lebensstile im Stadtteil:

„Aber ich merke das schon, dass es diese Barrieren gibt. Also ich finde immer so zu tun als wäre das nicht so, das ist zu einfach/ also, wenn ich jetzt zum Beispiel komme und sage, oh, für mich ist es total wichtig Bio und Öko und was weiß ich was. Und fahre immer mit dem Radl und treffe dann auf die Mama hier, die bei mir ins Eltern-Kind-Frühstück geht, die erzählt mir halt dann, ja, und sie fährt mit dem Auto bis vor die Tür. Und ihr Kind darf überhaupt nirgendwo hochklettern, weil es könnte ja runterfallen und außerdem essen sie grundsätzlich nur am liebsten Chicken McNuggets bei McDonalds, dann ist es natürlich so, ja, okay, über was unterhalten wir beide uns dann?“ (Frau Berger)

Hinter dieser Aussage, die stark auf die unterschiedlichen Lebens- und Erziehungsstile von Müttern im Wohngebiet abzielt und in der das Thema „Herkunft“ zunächst nicht offen angesprochen wurde, wurden im weiteren Gespräch dennoch enge Verknüpfungen von Lebensstilen und nationalen bzw. kulturellen Herkunftsnähe offensichtlich. Dennoch wird die Tatsache, dass sozioökonomische Ungleichheiten bzw. Bildungs- und Schichtunterschiede häufig ethnisch maskiert werden, zum Teil kritisch reflektiert, wobei dadurch oft ungewollt erneut eine Art von kausalem Zusammenhang zwischen Migrationsbiographie und Schichtzugehörigkeit reproduziert wird. So zum Beispiel im folgenden Blick auf die Bewohner:innen im Stadtteil, in dem die Gesprächspartnerin konstatiert, dass aus ihrer Sicht das Thema „Migrationshintergrund“ quasi zu einem Synonym für „Unterschicht“ bzw. Bildungsferne geworden ist.

I: „Dann würdest du sagen, es geht dann letztendlich doch wieder um Gruppierungen, die in einem kulturellen Kontext stehen?“

B: „Ja, dran macht es sich dann auf, weil ‚Unterschicht‘, sagt man ja nicht mehr, das wird ja nicht mehr benannt. Und dann häng ich es halt an das Merkmal wo ich es dranhängen kann. Und die kulturelle Geschichte ist glaub ich auch eine Geschichte, die ich sehr plakativ nach außen sehe.“

„Ich glaub, die Konflikte brechen dann eher auf an arm-reich, bildungsfern-bildungsnah. Weil da ist ein anderer Sprachgebrauch da, und es ist ja schon ein anderes Verhalten und ein anderer Anspruch da, wie so Sauberkeit im Viertel, Ruhe.“ (Nele)

2.1.3 Kosmopolitisierungen von unten – Hybridisierung des Alltags

Die vielfältigen mehrheimischen, transnationalen Lebensentwürfe und -praktiken der Bewohner:innen im Münchner Norden weisen weit über die engere Stadtregion hinaus und schließen ein permanentes Denken über unterschiedliche Orte hinweg ein. Im Folgenden sollen einige Beispiele skizziert werden, die veranschaulichen wie sich unter migrationsgesellschaftlichen Bedingungen neue Beobachtungshorizonte auf unterschiedlichen Ebenen formieren, die „die Lebenswirklichkeiten vor Ort mit der Welt verbinden“ (Yildiz 2010: 319). Hatice zum Beispiel lebt seit 30 Jahren in München. Sie stellt gleich klar, dass sie sich in München Zuhause fühlt und verortet ihre soziale Zugehörigkeit eindeutig im Münchner Hasenberg⁶. Gleichzeitig denkt sie ihre türkischen Wurzeln immer mit und lässt diese ein Stück weit zu einem Teil ihres persönlichen Hasenbergl's werden:

B: „Also ich bin, ich bin eigentlich ein Hasenbergler. Das kann ich schon sagen. Das Hasenberg ist wie, so wie meine Stadt. Also wie mein, mein, ja, also da bin ich glücklich zu Hause. Ich kann nicht Türkei sagen, hier bin ich, fühle ich mich wohler.“

I: „Ja. Aber zu der Türkei bestehen natürlich noch über Familie oder so?“

B: „Familie, meine Angehörige, ja. (Lacht) Verwandte. Die sind unten. Aber ich fühle mich dort auch fremd, wenn ich hier bin, da fühle ich mich hier doch einheimisch, ehrlich gesagt.“

I: „Und als man angekommen ist, war es damals anders?“

B: „Anders. Da war es, da war es weniger Türken, da konnte ich nicht so gut Deutsch, da konnte ich/ hmm sozusagen war es anders. Aber es hat sich schon sehr vieles verändert. Ich denke, Hasenberg ist so wie Türkei, die türkischen Geschäfte, türkischen Leute, jede Wohnung gibt es fast zwei, drei Wohnungen Türken. Hat man auch in der Schule. Also es ist so wie Türkei.“ (Hatice)

Die Vielschichtigkeit der kosmopolitischen Durchdringung zeigt sich sowohl in den alltäglichen Praktiken, den Lebensentwürfen und der biographischen Identitäten der Bewohner:innen. Am Beispiel von Anna, die in Griechenland geboren, aber als Kind in München aufgewachsen und zur Schule gegangen ist, lässt sich dies auf mehreren, ganz unterschiedlichen Ebenen veranschaulichen. So finden sich bereits in ihrem Alltag und der Gestaltung ihrer Wohnumgebung immer wieder viele Zitate und Bezüge zur griechischen Kultur. Die Erwartungen ihrer Eltern bezüglich einer Rückkehr nach Griechenland wurden dennoch, zumindest vorläufig, verneint. Darin zeigt sich ein Selbstverständnis, sich bewusst – in Abhängigkeit von einzelnen Lebensphasen – für je unterschiedliche Lebensmittelpunkte zu entscheiden und diese Orte dann auch für einen bestimmten Zeitraum aktiv mitzugestalten. Sie beschreibt ihre lokale und dennoch mehrheimische Verankerung wie folgt:

⁶ Der Stadtteil Hasenberg liegt unmittelbar an der Grenze zur Nordhaide und gehört gemeinsam mit der Nordhaide zum Bezirk 11 Milberthofen-am Hart.



Sich fremd fühlen

„Es ist hier schon eine andere Mentalität, das muss ich ehrlich sagen. Also, ich mag die Leute hier gerne und ich helfe auch, wenn sie nicht Deutsch können. Aber in der Innenstadt sieht man solche Leute nicht,“ stellt Herr Genc nachdenklich fest. Er ist mit acht Jahren nach Deutschland gekommen und in München aufgewachsen. 2010 hat er eher zufällig eine Wohnung in der Nordhaide vermittelt bekommen. Eigentlich wäre er lieber in der Innenstadt geblieben. Er schätzt die freundliche Gestaltung der Umgebung sehr. Dennoch erzeugt das Leben am Stadtrand bei ihm das Gefühl, dass er abgeschoben wurde.

Nicht dazu gehören

Herr Genc meint, dass er sich durch den Umzug von der „gefühlten Mitte“ der Stadtgesellschaft entfernt hat. So hat er manchmal den Eindruck nirgends richtig dazu zu gehören. Nicht zu den Nachbarn, die sich vor allem in ihren „Communities“ treffen, wie es ihm erscheint. Aber auch nicht zur „Münchener Mehrheitsgesellschaft“, von der er glaubt, dass sie den Münchner Norden als problematisch und abgewertet betrachtet.

Plakat 3 Sich fremd fühlen

B: „Und dann hieß es von mir enttäuschend: ‚Nee, ich will doch noch in Deutschland bleiben, ich fühle mich hier wohler, es ist mein Land.‘ Griechenland ist auch ein Herkunftsland, aber ich werde dann auch bestimmt nochmal nach Griechenland gehen, wahrscheinlich im Alter, damit die Sonne die Knochen dann schön wärmt. Aber ich will mein aktives Dasein in Deutschland verbringen.“

I: Aber hier (in Nordhaide) sind Sie ja quasi eine Ureinwohnerin jetzt!

B: Ja! Ja, endlich mal, endlich mal! Ich bin ja auch x-Mal umgezogen in meinem Leben. Und als meine Mama gemeint hat ‚Also jetzt könnten wir ja auch mal zurückkommen.‘ habe ich geantwortet ‚Ich bleib hier! Das ist meeein Land hier!‘ Das ist wirklich, also ich fühl mich hier daheim. Dahoam.“ (lacht)

„Dahoam“ – bewusst im Münchner Dialekt gesprochen – ist für Anna nach einem mobilen Leben mit unterschiedlichen Aufenthalten in Europa zunächst das Wohngebiet Nordhaide. Trotz dieser starken lokalen Verankerung bezieht sie sich im Interview immer auf unterschiedliche Herkunft, sowohl hinsichtlich ihrer eigenen Biographie als auch der von Menschen mit denen sie in Beziehung steht, aber immer in sehr differenzierter Weise und nie abwertend. Informationen über die Herkunft dienen hier im gewissen Sinne dazu, der Erzählung einen Rahmen zu geben, der für das Verständnis der Situation nötig zu sein scheint. Hybridisierungen und Grenzen nationaler Bezüge deuten sich beispielsweise in Formulierungen an wie der Schilderung eines alltäglichen Spiels als *„griechisches Kind gegen deutsches Kind, nein, äh, eigentlich gegen deutsch-iranisches Kind“*. Die vielschichtigen Verortungen in einer globalisierten Welt zeigen sich aber ebenso in ihrer sehr informierten Schilderung der Migrationsgeschichte ihrer eigenen Vorfahren:

„Also, ich müsste jetzt eigentlich erzählen ein bisschen über meine Vorfahren, damit Sie reinkommen. Ja ganz kurz: Die Vorfahren, drei meiner Großeltern waren Ionier, die im 11. Jahrhundert also von Zentralgriechenland Gegend um Athen, die Küstengebiete von der Türkei, vom Schwarzen Meer bis unten, besiedelt hatten. (...). Und mütterlicherseits, der Großvater wurde vertrieben aus S. und die Großmutter aus T, schwarzes Meer. Und mein Großvater väterlicherseits, so wie Griechenland halt ist, es trennt halt ein Fluss, Evros, Westthrakien von Ostthrakien. Westthrakien ist Griechenland, Ostthrakien ist Türkei. Und der musste eben aus einem Ort, der heißt „die 40 Kirchen“ (spricht griechisch) wegziehen und ist nach Thessaloniki über – Flüchtling halt, wie heutzutage auch – über Umwege ist er nach Thessaloniki ...“

Darüber hinaus wird diese Fähigkeit, sich in unterschiedlichen kulturellen Kontexten vertraut zu bewegen und zwischen diesen zu wechseln, auch in ihrem ganz alltäglichen Agieren im Wohngebiet offensichtlich, wo Anna, wie in der folgenden kurzen Schilderung Kinder und Mütter unterschiedlichster Herkunft bewirtet und so einen Ort des sozialen und kulturellen Miteinanders gestaltet. In diesem kleinen, scheinbar unauffälligen Akt wird gleichsam ein interkultureller Ort und Erfahrungsraum auf der Mikroebene erschaffen:

„Und dann habe ich einfach, ... hab ich so eine große Picknick-Decke genommen, und die hab ich unten ausgebreitet. Und die B. hat beinahe geheult, weil das war für sie Heimat, auf dem Boden sitzen, und dann hab ich Hühnchen gekocht für die muslimischen. Genau, ich hatte dann gezählt: Ich glaube es waren vier Mädels, die dem Christentum angehören und fünf muslimische Mädels. Und deshalb koche ich dann immer, was halt für alle passt.“

Dass kosmopolitische Orientierungen Lebenskonzepte auch in Form permanenter Grenzverhandlungen um Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit prägen, zeigt sich im Interview mit Frau Aydin, einer jungen Mutter, die in München aufgewachsen ist. Im Interview mit ihr wurde ein ganz bewusstes Zurückbesinnen auf transnationale familiäre Verflechtungen, kulturelle Wurzeln und Herkunft deutlich. Diese treten aber weniger als flexibles „sowohl als auch“ in Erscheinung, sondern eher als ein konfliktreiches Ringen um die eigene Identität. Die ausdrückliche Entscheidung für das Tragen des Kopftuchs und auch die ökonomischen Erwägungen der Familie in die Türkei überzusiedeln, werden im Gespräch als belastende und schwerwiegende Entscheidungen dargelegt. Dabei durchzieht die Problematik des „Otherings“ das gesamte Interview: sowohl für den

gelebten Münchner Kontext, in dem von erheblichen Ausgrenzungserfahrungen bzw. Benachteiligungen der Töchter in der Schule auf Grund des Tragens eines Kopftuchs berichtet wird, als auch für den imaginierten Kontext in der Türkei, in dem „Veränderungen“ als die in Deutschland lebenden Türken befürchtet werden. Die Effekte einer Hybridkonstellation bezüglich der Wegzugsüberlegungen der Familie beschreibt sie wie folgt:

*„... mein Mann hat schon ein bisschen Angst, dass die Kinder da irgendwie nicht durchkommen und dass man da irgendwie untergeht, wir als die in Deutschland lebende Türken, die KÖNNEN dort untergehen, wirklich! Und weil wir da auch dieses Selbstbewusstsein, die die in der Türkei haben, ... oder nicht das Selbstbewusstsein, ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen das erzählen soll. Dieses Anderssein, das können wir da (lachend) nicht rüberbringen, irgendwie gehen wir da unter glaube ich.“
(Frau Aydin)*

Im Lebensentwurf der jungen Frau wurden ganz offensichtlich im Unterschied und in Abgrenzung zur Generation ihrer Eltern, die sich als sogenannte Gastarbeiter:innen der 1970er/80er Jahre im Ankommensprozess innerhalb der Münchner Stadtgesellschaft abgearbeitet haben, Rückverankerungen und Re-ethnisierungstendenzen erkennbar. Das Interview konnte hier andeuten, dass Kosmopolisierungen durch mobile und mehrheimische Verankerungen gleichzeitig mit individuellen und gesellschaftlichen Schließungen und Ausgrenzungen verknüpft sein können. Eine Wahrnehmung, die auch Nele in ihrem Arbeitsalltag mit jungen Menschen im Quartier beobachtet hat und die sie im Gespräch auf globale Entwicklungen zurückführt:

„Ich merk einfach die Spannungsfelder mehr, oder dass Muslime, sich mehr abgrenzen und mehr in ihren Glauben zurückziehen und mehr in ihren Glauben gehen. Mädchen mehr Kopftuch aufsetzen. Um sich abzugrenzen, ihre Identität mehr über diese Sachen zu leben, aber auch als Abgrenzung...“ (Nele)

2.1.4 „Mehrheitskultur“ und gedachte Entwicklungsunterschiede

Trotz der Diversität der Herkunftsbiographien der Quartiersbewohner:innen beziehen sich die Interviews immer wieder auf Konstrukte einer "deutschen Mehrheitskultur" als Bezugspunkt des Zusammenlebens in Nordhaide. Dementsprechend wurde meist eine nicht genauer definierte „Integration“ in die Stadtgesellschaft als zentral für ein reibungsloses Zusammenspiel und Funkzionieren im Alltag erachtet. Wesentliche Elemente und Bezugspunkte bildeten diesbezüglich neben der Sprache (Deutschkenntnisse), der Umgang mit Geschlechterrollen (insbesondere Frauenbild, Haltung zu Berufstätigkeit von Frauen, Einstellungen zu Homosexualität), aber auch Essensgewohnheiten sowie der Umgang mit Religiosität und den dazugehörigen Festtagen. Gleichzeitig gehört das Mitdenken der unterschiedlichen kulturellen Hintergründe für die Mitarbeiter:innen in den Sozial- und Bildungseinrichtungen zum Alltag. Meist wird versucht hier einen wechselseitigen Lernprozess anzuregen. So berichten zwei Pädagoginnen aus dem Schulalltag:

B1: „Na ja, die Veranstaltungen sind für alle da, und auch wenn es, sage ich mal, christliche Veranstaltungen sind, trotzdem, dass man alle Kinder mit einbezieht. So würde ich das sagen.“

B2: „Genau. Da wir auch gerade in der Fastenzeit sind, ist das natürlich auch Thema, auch unter den Kindern, wer fastet, wer fastet nicht? Worauf wird geachtet? Und daher wird das im Alltag auch zum Thema gemacht und wird halt dann auch besprochen. Also die Kinder interessieren sich ja auch für die anderen Kulturen und möchten das schon erfahren. Also so erlebe es ich. Und das ist ja positiv. Und das versucht natürlich dann schon die Schule auch aufzugreifen, also auch im Unterricht wird das dann schon thematisiert, was passiert denn da?“ (Frau Toussaint und Frau Dengel)

In einigen Gesprächen wurden die kulturellen Öffnungs- und Anpassungsversuche jedoch auch als Problem oder als Gefährdungen für das Funktionieren im Alltag bewertet. So wurde den Be-

mühungen in den Bildungseinrichtungen, die unterschiedlichen kulturellen Traditionen und Herkünfte in den pädagogischen Konzepten möglichst gleichberechtigt zu berücksichtigen, auch mit Vorbehalten begegnet. Gesprächspartner:innen, die selbst oder deren Eltern bereits in den 1960er bis 1980er Jahren nach München zugewandert waren, ließen hin und wieder durchblicken, dass eigene Anpassungsleistungen und Integrationsanstrengungen durch diese Debatten und insbesondere fehlende Bekenntnisse zur „deutschen Mehrheitkultur“, die sich ihrer Meinung nach in den letzten Jahren deutlich intensiviert haben, entwertet werden könnten. So verhandelt eine Mutter mit türkischen Wurzeln, die selbst in München aufgewachsen ist, im folgenden Gespräch über die Haltung zum Weihnachtsfest und die Teilnahme am Weihnachtssingen auch Fragen der individuellen Zugehörigkeit zur Stadtgesellschaft. Auf die Feststellung, dass in den Bildungseinrichtungen zum Teil der Begriff „Weihnachten“ durch „Winterfest“ ersetzt wurde, meint sie:

*„Ich meine, wir sind hier in einem christlichen Land. Wenn Weihnachten ist, sollte es auch Weihnachten heißen, finde ich. Das muss man ja respektieren. Jeden Montag in der Schule sitzen die Kinder vorm Weihnachtsbaum und singen. Den ersten Advent, den zweiten Advent. Das finde ich auch schön. Eine Mutter hat mich auch mal gefragt, wieso seid ihr immer dabei, ihr seid doch gar keine Christen. Da habe ich gesagt, das gehört dazu. Das war eine polnische Dame, die mich so angesprochen hat.“
(Frau Önder)*

Dass eine Frau „polnischer Herkunft“ ihre Teilnahme an der christlichen Veranstaltung zur Diskussion stellt, wurde im Interview durchaus als ein Angriff auf das eigene Selbstbild und die Zugehörigkeitsordnung aufgefasst. Diese Wahrnehmung lässt sich als ein subjektives Ringen um die Frage interpretieren, welche Migrationsbiographien mehr und welche weniger zur Stadtgesellschaft gehören – in diesem Fall werden implizit die Kategorien „Wohndauer in München“ und „Religionszugehörigkeit“ als Gradmesser der Zugehörigkeit gegeneinander abgewogen.

Bei aller kulturellen Offenheit wurden in den Gesprächen Perspektiven und Einschätzungen betont, die sich auf ein Verständnis von Modernität im Sinne einer entwickelten und fortschrittlichen Münchner Stadtgesellschaft bezogen und die, ins Verhältnis zu anderen, vermeintlich rückständigeren oder restriktiveren Gesellschaftsformen gesetzt, auf gedachte Entwicklungsunterschiede verweisen. So wird im folgenden Austausch mit zwei Pädagoginnen in einer Kinderbetreuungseinrichtung, trotz einer deutlich betonten toleranten Grundhaltung, eine klare Meinung darüber erkennbar, was als „richtige“ und „falsche“ Lebensweise zu betrachten ist. Die Betreuungseinrichtung wird hier als Experimentierfeld und Ermöglichungsraum vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Ungleichheiten gedacht:

„Wir versuchen eine ganz neutrale Haltung zu haben, indem wir sagen ‚Du kannst dich hier ausprobieren, wir werden es deinen Eltern nicht erzählen.‘ Aber es ist eine Gratwanderung nicht zu verteufeln was zuhause bei denen geschieht. ... Ob die Kinder es natürlich später irgendwann schaffen, auch ein anderes Lebenskonzept zu bekommen, was sie sich vielleicht wünschen, ist die Frage, weil schon ganz viele auch unter sehr strikten familiären Zwängen leben, ist mein Eindruck.“ (Lena)

Auch im Gespräch mit der Leiterin einer Einrichtung für Jugendliche, werden Kernfragen der Zugehörigkeit und der Anerkennung in der städtischen Migrationsgesellschaft berührt. Dabei wird sehr viel Verständnis für die Frustrationen von Jugendlichen mit Migrationshintergrund geäußert, dass ihre Zugehörigkeit zur Münchner Gesellschaft immer wieder in Frage gestellt wird oder sie weiterhin als Fremde behandelt werden. Auch wird appelliert die Integrationsleistungen und die Bemühungen der Jugendlichen mit Migrationserfahrungen gesellschaftlich deutlich mehr anzuerkennen. Die Notwendigkeit der Integration in eine deutsche Gesellschaft bleibt als Ziel jedoch unhinterfragt. Obwohl unklar bleibt, was es bedeutet sich „deutsch aufzuführen“ oder sich „deutsch zu fühlen“, spiegelt sich im Verständnis dessen was anzustreben ist, die Vorstellung einer Stadt-

gesellschaft wider, die als fortschrittlich und modern gedacht wird. So berichtet Nele über die Integrationsanstrengungen der Jugendlichen, die sich aus ihrer Sicht besonders mit ihren Bemühungen im Bildungsbereich überlagern:

„Aber du lebst ja hier, hast einen deutschen Pass, machst deine FOS, und auch wenn das gut gemeint ist mit diesen Fragen wie z.B. ‚wo kommst du her? Können wir helfen?‘ ist das nicht schön. Weil wir wollen ja Integration und dass die Jugendlichen sich deutsch fühlen und sich auch deutsch aufführen und dann machen die das schon, also die machen ja alles richtig, oder vielleicht vieles richtig. Und dann werden sie angeredet als kämen sie ‚aus dem Busch‘.“ (Nele)

2.1.5 Diskriminierungen, Alltagsrassismus und kommunale Steuerungen

„Also im Kindergarten hat mein Sohn nicht so mitgekriegt, dass er ein Ausländer ist. Aber in der Schule kriegt man das dann schon mit, dass der daherkommt und der von dort kommt.“ (Frau Önder).

Überraschend an der obigen Aussage ist vor allem, dass diese Mutter, die in München geboren und aufgewachsen ist, mit ihrem Sohn, der somit in der dritten Zuwanderergeneration in München beheimatet ist, dennoch im Bewusstsein lebt, dass sie als „Ausländer:innen“ markiert werden. Wie in diesem Statement kam im Interview immer wieder zur Sprache, dass „Veränderungen“ und kulturalistische Zuschreibungen ihre Wirkungen im Alltag entfalten und in unterschiedlichen Zusammenhängen herangezogen werden. Ein besonders sensibles Feld ist der Bildungsbereich, in dem nicht nur aus Sicht der Gesprächspartner:innen über zukünftige Lebenschancen und gesellschaftliche Teilhabe entschieden wird. Von Müttern wurde immer wieder der Zusammenhang zwischen Kulturalisierungen und schulischen Benachteiligungen angeführt. Entsprechende Erlebnisse wurden als sehr einschneidend wahrgenommen, indem z. B. eine „nichtdeutsche“ Herkunft als Begründung für auffälliges Verhalten in der Schule, als Restriktion für die Aufnahme in weiterbildende Schulen bzw. als Erklärung für mangelnde Leistungen von Schüler:innen herangezogen wurde. Die diskriminierende Erfahrung, dass ein erkennbarer Migrationshintergrund automatisch mit fehlenden Sprachkenntnissen und schlechten Leistungen gleichgesetzt wird, weist auf die Relevanz der Debatten um ausgrenzende, rassistische Strukturen hin, die in Institutionen der Stadtgesellschaft zum Teil weiterhin zum Tragen kommen können. Im Gespräch mit Nargiza wird deutlich, wie unerklärlich die Benachteiligung ihres Sohnes in den städtischen Bildungs- und Betreuungseinrichtungen erlebt wurde:

„Dann haben sie gesagt: ‚Nein, wir können das Kind nicht aufnehmen, weil es wenig Deutschkenntnisse hat.‘ Aber das Kind ist hier geboren und wurde in der Unikrippe sehr gelobt, weil er sehr gut Deutsch sprechen kann und die englische Aussprache für ihn auch keine Probleme gemacht hat. Aber in der Schule haben sie gesagt: ‚Nee, ihr Kind hat Probleme mit der deutschen Sprache.‘ Ich frage mich immer noch, warum, warum, warum? Weil das kann nicht sein. Das Kind ist topfit.“ (Nargiza)

„Einmal war ich in der Schule als die Hausaufgabenbetreuung stattgefunden hat. Da habe ich mitbekommen, wie die älteren Menschen, die in den Schulen arbeiten, wie die über Schüler geredet haben, die aus anderen Ländern kommen. Das hat mich richtig geärgert, ich war richtig sauer, ich war so: ‚Warum ist das immer noch so hier? Warum in München?‘“ (Nargiza)

Im vorangegangenen Zitat wird die Erklärung für das ausgrenzende, diskriminierende Verhalten durch den Verweis auf das Alter der schulischen Angestellten relativiert – dadurch entsteht der Eindruck, dass ein entsprechend diskriminierendes Verhalten ein „Relikt“ aus anderen Zeiten ist, das irgendwann überwunden sein wird, etwas das sich noch „auswächst“. Zum anderen wird mit der Frage „warum in München?“ deutlich gemacht, dass entsprechende Diskriminierungen im Widerspruch zu jedem Bild stehen, das man von dieser Stadtgesellschaft hat – im Sinne eines „hier doch nicht (mehr)!“ Diskriminierungserlebnisse erscheinen so als scheinbar unerklärliche

Abweichungen, in einem urbanen Umfeld, dass allgemein als tolerant und progressiv angenommen wird. Unter den Befragten dominierte dementsprechend meist das Bewusstsein, in einer Stadtregion zu leben, die sich hinsichtlich des Umgangs mit Zugewanderten von fremdenfeindlichen Milieus unterscheidet und die nicht im Verdacht steht, von Rassismus betroffen zu sein.⁷ Dieses Bewusstsein wird u.a. wie folgt zum Ausdruck gebracht:

„Ja, ja, in München ist es Gott sei Dank nicht so, so ein rassistisches Land, ne? Das man merkt überall, da kann man als, als Muslima mit Kopftuch kannst du überallhin gehen. Da bist du nicht so mit bösen Blicken oder so was ausgesetzt.“ (Gizem)

Einschätzungen wie die von Gizem, werden unter anderem auf langjährige Erfahrungen der Stadtverwaltung mit dem Thema Migration, auf gezielte politische Strategien, aber auch auf die wirtschaftliche Prosperität Münchens zurückgeführt. In vielen Interviews wurden kommunale Steuerungsstrategien nachdrücklich begrüßt: Konzepte der „Mischung“ und insbesondere das Gefühl, dass Stadträume nicht sich selbst überlassen werden. Der Umgang mit dem Thema Migration und Vielfalt erscheint dennoch meist als eine Gradwanderung, eine Situation die zu kippen droht, wenn nicht rechtzeitig steuernd über Maßnahmen gegen Segregation oder auch die Gestaltung des Wohnumfeldes eingegriffen wird. Die folgenden Gesprächsauszüge veranschaulichen dies beispielhaft:

„Also ich habe da schon das Gefühl, dass die Stadt sehr, sehr, sehr großen Wert darauflegt, das so ein bisschen freundlicher und offener zu gestalten. Ja? Also, gerade durch die Infrastruktur ... ist schon einiges passiert. Oder auch ein Studentenwohnheim, das sie da reingestellt haben. Sie versuchen das wirklich, auch so ein bisschen durchzumischen, dass es nicht der Brennpunkt in München ist, auch, um dem, dem Ruf entgegenzuwirken.“ (Frau Toussaint)

„Der Ude [langjähriger, früherer Bürgermeister von München] hat eine hervorragende Migrationspolitik gemacht von Anfang an. Und der hat einfach nicht so ghettoisiert. So, weil wir haben ja den Verein X in Berlin, die haben es sehr stark gemacht, die Türken da, also das ist – das ist Gift. Also ich bin ja Münchnerin, und ich bin es ja gewohnt, dass da einfach immer äh, ein hoher Migrationsanteil ist. Mich stört das nicht, für mich ist das wirklich ganz normal.“ (Frau Werner)

Obwohl im vorangegangenen Gespräch betont wird, dass die Vielfalt der Herkunft in München im Allgemeinen und für die Interviewpartnerin auch persönlich ein „ganz normaler“ Bestandteil des Alltags ist, bleibt sie dennoch ein Thema, das mit einer sozialen Problematik verknüpft wird. Auch bezogen auf den Stadtraum Nordhaide bzw. den Münchner Norden wurden die Themen „Migration“ und „Vielfalt“ meist als Kennzeichen einer Abweichung bzw. als Ausdruck gesellschaftlicher Ungleichheit innerhalb der Stadt interpretiert.

2.1.6 Die Zuschreibungen „Deutsche“, „Nicht-Deutsche“ und das Image der Nordhaide

Der geringe Bewohner:innenanteil, der im Alltagsverständnis als „einheimisch“ oder „deutsch“ gelabelt wird, wird als eine Besonderheit in Nordhaide hervorgehoben. Diese Wahrnehmung schwankt einerseits zwischen Erklärungsversuchen, andererseits zwischen einer zum Teil spielerischen, zum Teil problematisierenden Auseinandersetzung mit mehr- und minderheitsgesellschaftlichen Positionen, Verhältnissen und Stereotypen. Dadurch kommt es in manchen Situationen zur Wahrnehmung einer neuen Minderheitenposition der Mehrheitsgesellschaft im Quartier, die sich in Statements ausdrückt, wie: *„Ja, also ich glaube sehr wohl, dass sich Deutsche hier im Viertel vielleicht zurückgesetzt vorkommen, weil sie ihre eigene Gruppe schwerer finden.“ (Nele)* oder Frau Aydin, die hinsichtlich ihrer Nachbarschaft bemerkt: *„da möchte man schon Deutsche se-*

⁷ Darin unterscheidet sich die Situation in Nordhaide deutlich von den Interpretationsmustern im Fall Leipzig Paunsdorfs (Kapitel 2.2)

hen, also, dass da Deutsche auch da sind“ und Nargiza, die von einem selbstorganisierten Spieleabend im Bewohnerzentrum Nordhaide berichtet, dass hervorhebt da „*eigentlich die deutschen Männer kommen. Und dass das ein Mann organisiert hatte, der auch selber Einheimischer ist.*“ So wie eine „deutscher Männer“ in diesem Kontext durchaus als eine Besonderheit wahrgenommen werden, deutet sich in manchen Alltagssituationen fast eine Art „Exotisierung“ der „Einheimischen“ an. So wird implizit zwischen „normalen“ Bewohner:innen der Nordhaide, die üblicherweise Migrationsgeschichte haben, und „deutschen einheimischen Münchner:innen“ differenziert, wobei letztere als „die anderen“ eher eine Ausnahme im Stadtteil repräsentieren. Eine Auseinandersetzung mit der Frage, wer die Mehrheitsgesellschaft überhaupt repräsentiert, findet sich unter anderem im Gespräch mit einer Angestellten, die in ihrem Beratungsberuf professionell und sehr engagiert mit Migrations- und Integrationsthematiken befasst ist. Obwohl im beruflichen Bereich eine offene und aufgeklärte Sicht auf migrationsgesellschaftliche Herausforderungen prägend ist, werden im privaten Bereich, wie der Schulsituation der eigenen Tochter, dennoch selbstkritisch eigene Ängste auf Grund des dominanten Anteils an Schüler:innen mit Migrationsbiographien reflektiert. Hier zeichnet sich ein Spannungsverhältnis ab, zwischen ihrer anerkannten und leitenden beruflichen Tätigkeit, in der keine Statusveränderungen zu befürchten sind und dem privaten Schulbeispiel, das mit der Besorgnis verknüpft ist, durch den hohen Anteil an Schüler:innen mit Migrationsgeschichte möglicherweise in eine benachteiligte gesellschaftliche Position zu geraten:

„Weil ich habe mich sehr stark auch IMMER mit dem Thema Migration, ob in der Schule, Kindergärten, überall beschäftigt. Trotzdem dachte ich mir schon, wo ich meine Tochter damals einschulen wollte, oh, das ist ja wie ein Ticket beim, beim griechischen Fährhafen kaufen, die Einschulung, das sind ja nur Migranten. Da fühlt man sich als Deutsche ein bisschen bedroht. Dann denke ich mir, öh, wird meine Tochter dann richtig Deutsch lernen? Also, da hat man ja so seine Ängste. Weil ich denke mir schon manchmal, eigentlich ist ja fast schon ... weil man macht so viel für die Migranten, eigentlich muss man auch sehr viel für die Deutschen oder die deutschsprachigen, weil die Deutschen sind ja auch oft nicht so unbedingt deutsch, auch anbieten, dass die sich dann wohlfühlen mit dieser Vielfalt. Dass das keine Bedrohung ist. Da ist es eher fast schon vielleicht ANDERSRUM extremer...“ (Frau Werner)

So wird die Notwendigkeit von Unterstützungsangeboten für „Einheimische“ thematisiert, um nicht zuletzt einem Umkippen gesellschaftlicher Stimmungen und antimigrantischen Ressentiments entgegenzuwirken – wobei gleichzeitig reflektiert wird, dass die Zuschreibung „deutsch“ in der Münchner Migrationsgesellschaft keinen eindeutigen Erklärungsgehalt mehr hat.

Bezogen auf den konkreten Stadtteil Nordhaide bzw. den Münchner Norden wird der geringe Anteil der als „deutsch“ gelabelten Bewohner:innen meist als ein Ausdruck dafür gelesen, dass diese Wohngebiete kein hohes Ansehen innerhalb der Stadtgesellschaft genießen. Die wenigen Bewohner:innen, die als „Deutsche“ identifiziert werden, gelten eher als ein Indiz dafür, dass bürgerliche Mittelschichten sich vom Münchner Norden abwenden. Die enge Verbindung von sozialer Benachteiligung, dem Stadtraum „Münchner Norden/Hasenberg“ und Zuschreibungen natio-ethno-kultureller Differenz in den Köpfen der Bewohner:innen, die in der Regel selbst migrantische Wurzeln haben, wird zum Teil dahingehend erlebt, nicht in der Mitte der Münchner Gesellschaft angekommen zu sein. Dies spiegelte sich auch in Vermutungen wider, dass Familien deutscher Herkunft die Siedlung zunehmend verlassen – eine Entwicklung, die im Sinne eines sozialen Abwertungsprozesses interpretiert wurde. So lässt sich das Bedauern, das von der Leiterin einer Kinderbetreuungseinrichtung über den Wegzug geäußert wird, auch als Hinweis darauf lesen, dass implizit von einer sozialen Hierarchie zwischen statushöheren „Deutschen“ und vermeintlich statusniedrigeren „nichtdeutschen“ Bewohner:innen ausgegangen wird.

„Was wir hier auch prägnant finden: es ist multikulturell, aber es werden immer weniger Deutsche. Also, es sind viele Zugezogene, das bringt die Vielfalt. Aber was

wir eben auch mitbekommen haben: Sobald die Kinder in die Schule gehen, ziehen viele deutsche Familien hier weg, was sehr schade ist.“ (Frau Kovác)

Im Gespräch mit einem Familienvater mit erwachsenen Kindern, der in den 1980er Jahren aus der Slowakei nach München gezogen ist, klingt in diesem Zusammenhang auch an, dass der Wille und die große Bereitschaft in der Stadtgesellschaft anzukommen zum Teil nicht eingelöst werden konnte und man stellenweise „außen vor“ geblieben ist. Ein persönlicher Eindruck, der auch daran festgemacht wird, dass „Deutsche“ dem Quartier und seinen Bewohner:innen den Rücken kehren.

„Wir haben uns gefreut, dass unsere Kinder deutsche Freunde haben, wir wollten, dass sie Deutsch sind und ein deutsches Leben führen. Wir wollten das!! Damals war die Situation anders, in der Schule waren mehr Deutsche.“ (Herr Sykora).

Die gefühlte Abkehr der „Deutschen“ vom Wohnquartier und die Annahme, dass Münchner:innen deutscher Herkunft nur dann in Nordhaide leben, wenn sie sich in mehr oder weniger prekären Situationen befinden, findet sich auch in den folgenden Zitaten, wobei Frau Önder sogar von einer offiziellen „Entmischungsstrategie“ ausgeht⁸:

„Aber hier in der Gegend versuchen sie auch, es ein bisschen gemischt zu halten. Also, es sind ein paar deutsche Familien schon hier, weil es günstiger zum Wohnen ist. Also, HIER ist es schon wirklich SEHR gemischt. Sehr gemischt. Mehr Anteil an Ausländern mittlerweile und das hat sich schon verändert. Am Anfang waren hier mehr deutsche Familien.“ (Frau Kovác)

„Es hieß ja irgendwann, hat man mal gehört, das Deutschland versucht die Ausländer untereinander zu bringen, wenn neue Siedlungen gemacht werden. Da habe ich mir gedacht, natürlich, wenn neue Siedlungen gemacht werden, sind das halt Familien, Großfamilien die umziehen wollen und beim Wohnungsamt sind.“ (Frau Önder)

Im vorangegangenen Interview mit einer alleinerziehenden Mutter, deren Eltern in den 1970er Jahren aus der Türkei nach Deutschland zugezogen waren und die selbst in München aufgewachsen ist, entstand beispielsweise der Eindruck, dass sie sich in diesem randstädtischen Stadtteil ein Stück weit abgeschoben fühlt – weg von der gefühlten „Mitte der Stadtgesellschaft“, der sie sich auf Grund ihres Bildungsstandes und Berufs eigentlich zugehörig fühlt. Sie hatte ihre Wohnung vom Wohnungsamt zugewiesen bekommen und ist eher unfreiwillig an den Stadtrand gezogen.

Auch von Lale, einer Jugendlichen, die wir im Jugendclub treffen, wurde ein deutlicher Zusammenhang zwischen der sozialen Lage und dem Stadtraum hergestellt. Die Stadtteilimages, die mit den Namen „Nordhaide“ und „Hasenberg“ verknüpft sind, werden in ihrer individuellen Sicht aber zu einem Symbol für unterschiedliche Lebenseinstellungen. So wird der Siedlung Nordhaide das Bild der gesellschaftlichen Aufstiegsmöglichkeiten und gebotenen Chancen in der Münchner Gesellschaft zugewiesen. Dieses wird der Vorstellung von Ausschluss und fehlenden Perspektiven im persistent negativen Image des Hasenbergs gegenübergestellt. Dennoch kommt in beiden „Raumbildern“ die Vorstellung einer gesellschaftlichen Randstellung zum Ausdruck, auf die aus ihrer Sicht einmal durch das aktive Ergreifen von gebotenen Chancen und einmal durch Verweigerung reagiert werden kann:

„Es ist halt hier in der Nordhaide, dass man was aus sich machen kann. Oder man geht halt wirklich aus von diesem Prinzip ja, wir sind Nähe Hasenberg, dann benehmen wir uns auch so.‘ Man kann es so machen oder halt anders. Manche sehen es halt trotzdem als Hasenberg an. Die sagen dann, wir sind ja sowieso Hasenberg, dann benehmen wir uns auch so.“ (Lale).

⁸ städtische Steuerungsstrategien zielen auf eine Mischung unterschiedlicher Einkommenslagen ab, nicht auf nationale oder kulturelle Zugehörigkeiten.

Lieblingsorte teilen



Wohnungsnahe Grünflächen sind neben ihrer Bedeutung für Freizeit, Erholung und Ökologie wichtige Bühnen für Begegnungen in der Stadt. Diese Funktion hat in Nordhaide besonders die „Panzerwiese“. Auf dem ehemaligen Truppenübungsplatz ist ein Biotop entstanden, das vielfältig genutzt wird. Hier wird gegrillt, gejoggt und flaniert. Herr Brankovich verknüpft mit diesem Ort ganz besondere Erinnerungen. Die Schafe, die manchmal auf der Heide grasen, erinnern ihn an seine Heimat in Mazedonien und seine damalige Arbeit in der Landwirtschaft.

Auch das Einkaufszentrum MIRA ist nicht nur ein Ort der Versorgung, sondern ein wichtiger Treffpunkt. Zum Beispiel für Anna, die immer dort hingeht, wenn es ihr langweilig ist. „Da treffe ich immer jemanden, den ich kenne und dann sitzen wir auf den Bänken und ratschen.“ Orte wie das MIRA und die Panzerwiese sind aber auch umstrittene Orte: So werden unterschiedliche Freizeitgewohnheiten, fehlende Ordnung und der Umgang mit dem Müll oft als problematisch erlebt. „So ein Chaos!“ beschwert sich Herr Nikolic, „die hören einfach nicht. Wenn der Balkon ist voll, schmeißen die Papiere und Karton einfach in die Anlagen und auf die Straße. Die Älteren arbeiten, aber die Jungen interessiert nichts, die sitzen bloß auf der Bank, machen Lärm und rauchen.“

Plakat 4 Lieblingsorte teilen

2.1.7 Institutionelle Zugänge in der Migrationsgesellschaft

„Aus einer postmigrantischen Perspektive müsste man davon wegkommen, das Migrantische an Personen und Bevölkerungsgruppen festzumachen. Stattdessen ginge es darum, eine Gesellschaft zu analysieren, die zwar – bildlich gesprochen – insgesamt längst ‚Migrationsvordergrund‘ hat, ohne dass sich dies jedoch angemessen in den gesellschaftlichen Selbstbildern und Teilhabestrukturen widerspiegelt.“ (Espahangizi 2016) Die Relevanz dieser Forderung, die sich nicht zuletzt auf die politisch-strategische Anerkennung migrationsgesellschaftlicher Realitäten bezieht (u.a. Foroutan 2015), zeigt sich vielfach im Fallbeispiel Nordhaide. Sie kam besonders hinsichtlich der Frage nach Teilhabe in politischen Gremien und dem „bridging social capital“ von Mitarbeiter:innen in sozialen Einrichtungen zur Sprache. So werden Menschen mit Migrationserfahrung teils gezielt in ihrer Rolle als „Kulturvermittler:innen“ angesprochen, während an anderer Stelle weiterhin starke Zugangsbeschränkungen wirken. Während also der Alltag in Nordhaide durch Migrationsvordergrund geprägt ist, sind die „Stellschrauben der Macht“ oft weiterhin überwiegend von Angehörigen der „Mehrheitsgesellschaft“ besetzt. Die Gespräche spiegeln hier einerseits die nach wie vor wirksamen Grenzen und Restriktionen, andererseits das langsame Erobern „mehrheitsgesellschaftlicher“ Institutionen wider, oft unterstützt durch engagierte Einzelpersonen oder Personengruppen. Wie gesellschaftliche Ausschlüsse, besonders in Bezug auf das Thema Staatsbürgerschaft und (fehlende) politische Wahlmöglichkeiten, sich aus der lebensweltlichen Perspektive von jungen Stadtbewohner:innen darstellen, schildert die Leiterin einer Betreuungseinrichtung für Jugendliche, wobei von einem engen Wechselverhältnis zwischen sozialer Benachteiligung, Migrationsgeschichte und Elternhaus ausgegangen wird:

„Dieses ‚sie können sich ja eh nicht äußern‘, und ‚ihre Stimme zählt nicht‘, das ist schon da. Das wird aber auch nicht so ausformuliert. Man verpackt ja solche Sachen immer niederschwellig und dann eher in so Diskussionen wie ‚beantragt doch den deutschen Pass‘. Und dann kann ich erst an politischer Bildung ansetzen. Also, ich kann dann nur sagen: dann hast du die Möglichkeit zu wählen oder irgendwas im Staat zu verändern. Aber ich brauch nicht diese Angebote machen, wenn die sagen von Anfang an ‚Nein‘, und da ist natürlich ganz viel, wie die Eltern drauf sind.“

„Ich sehe da bei den Bezirksausschusssitzungen, wo man ja was am Stadtviertel verändern kann. Da ist kein Migrant. Ja, zwei, drei, und die sind sehr angepasst. Aber so wie unsere Kids oder irgendwer, die würden da drinsitzen, nichts kapieren, sich langweilen ... das ist ein Instrument für die deutsche Mehrheitsgesellschaft.“ (Nele)

Gleichzeitig wird die Notwendigkeit gesellschaftliche Pluralität anzuerkennen und migrantische Teile der Stadtgesellschaft gezielt institutionell einzubinden, in vielen Einrichtungen als strategisches Ziel erkannt und daher bewusst forciert. So kommt die Angestellte der Diakonie, als kirchlichem Träger, im folgenden Gesprächsauszug auf die grundsätzliche konfessionelle Offenheit ihres Arbeitgebers zu sprechen, die sie selbst überrascht, die aber unumgänglich ist, um an einem Ort wie dem Münchner Norden wirken zu können.

B: „Ich lebe hier schon über dreißig Jahre. Das heißt, zehn Jahre bin ich bei der Diakonie Hasenberg als Muslima, als Kopftüchler quasi, fühle ich mich schon, hmm vertrauter und denke ich, dass sie neutral und offen für, für alle sind, also, diese Unterstützung, diese Leistungen zu erbringen.“

I: „Weil die Diakonie ist ja eigentlich ein kirchlicher Träger, aber eigentlich sind gar nicht so viele wahrscheinlich in der Kirche hier?“

B: „Nein, die sind, die sind ganz offen. Also das ist, das ist echt interessant...“ (Gizem)

Indem sie sich selbst als „Kopftüchler“ bezeichnet macht sie auch deutlich, dass sie mit dem Kopftuch als sichtbarem Symbol auch bewusst eine bestimmte Rolle am Arbeitsplatz einnimmt, mit der ein besonderer Auftrag verbunden ist. Wie im Verlauf des Gesprächs deutlich wurde, ist damit auch das Wissen verknüpft, über ganz bestimmte Kompetenzen zu verfügen, von denen sie überzeugt ist, dass sie wichtig für ihre Aufgabenerfüllung, aber auch die Stadtgesellschaft und den Münchner Norden im Besonderen sind, und die sie gezielt und professionell einzusetzen weiß.

Diese Perspektive, die gleichzeitig eine wichtige Strategie ist, wurde an anderen Stellen und von anderen Organisationen bestärkt. Die gezielte Ansprache von Menschen unterschiedlicher kultureller Hintergründe entspricht der Anerkennung der migrationsgesellschaftlichen Realitäten in der Stadt. Gleichzeitig bleiben Hierarchien zwischen Mehrheitsgesellschaft und Ankommenden sowohl in der Instrumentalisierung der Mitarbeitenden als auch in den unterschiedlichen Positionen, die am Arbeitsplatz eingenommen werden, oft noch weiterhin deutlich erkennbar.

Vor diesem Hintergrund und im Zusammenhang mit eigenen Ausgrenzungserfahrungen als „Migrantin“ lässt zum Beispiel eine Mitarbeiterin des Bewohnerzentrums Nordhaide eine hohe Sensibilität für migrationsbedingte Benachteiligung erkennen. Sie hat daher eine starke Motivation durch einflussreiche Unterstützungsinitiativen Frauen aus der Nachbarschaft in ihrem Arbeitsumfeld einzubinden und dadurch gesellschaftlich zu wirken. Der folgende Interviewausschnitt veranschaulicht, dass sie sich aber auch in der Lage sieht, aktiv die Instrumente und Initiativen der Hilfe und der sozialen Integration zu konzipieren und zu gestalten – damit kann sie die persönlichen Entwicklungen von Unterstützten als persönliche (Integrations-)Erfolge ihres Engagements verbuchen. Sie berichtet:

B: „Ich habe hier Frauen erlebt, die jahrelang in Deutschland gelebt haben und leider wenig Deutschkenntnisse haben ...“

I: „Kommen diese Frauen auch hierher ins Bewohnerzentrum und wie kannst du sie erreichen?“

B: „Ja, wir haben zum Beispiel S. hier als Ehrenamtliche eingestellt. Sie ist wirklich eine intelligente Frau, aber sie ist nicht von zu Hause rausgekommen. Sie ist eigentlich wirklich schon intelligent, wegen ihrer fehlenden Deutschkenntnissen war sie aber so schüchtern und ist immer zu Hause geblieben. Seitdem sie bei uns ist, du hast auch gesehen wie sie jetzt mitmacht und wie sie offener geworden ist, wie sie sich entwickelt. Die Entwicklung sehe ich bei ihr schon. Das ist dann unser Ergebnis.“ (Nargiza)

Während Nargizas Engagement auch im Kontext der eigenen Migrationsbiographie und der Suche nach Identifikation innerhalb der Gesellschaft verankert ist, werden von Frau Werner, die als Vertreterin der Mehrheitsgesellschaft nicht persönlich mit Ausgrenzungserfahrungen konfrontiert ist, vor allem die besonderen Potentiale und der Nutzen der durch mehrheimische Bezüge geprägten Zusammenarbeit hervorgehoben:

„Weil wir sagen natürlich, was du jetzt vorher gemacht hast ist egal, nur, du musst halt gut Deutsch können, deine Sprache und deine Kultur ist hier die große Qualifikation. Und deswegen ist natürlich jeder, weil er schon aus einem anderen Land kommt, hier natürlich schon der Star. Und es ist einfach toll, dass du da bist, weil du kannst jetzt wirklich uns weiterbringen. Und das ist natürlich schon so eine tolle Ebene. Also, die werden einfach entsprechend auch empfangen. Das ist auch noch mal so, wie empfangen ich Menschen aus anderen Kulturen, dass sie sich halt auch einbringen wollen.“ (Frau Werner)

Die folgenden Beobachtungen einer jungen Frau in München Nordhaide, die sich in ihrem sozialpädagogischen Aufgabenbereich darin abarbeitet, Mütter im Stadtteil für frühkindliche Förderangebote zu gewinnen, veranschaulicht diese Konstellation an einem weiteren Beispiel. Hier wurden zwei Bewohner:innen mit Migrationsgeschichte gezielt ins Boot geholt, um die Distanzen und Barrieren im Kontext von Migrationserfahrungen und Zugehörigkeiten zu überbrücken – so sollten in einer Unterkunft für Geflüchtete Mütter für die pädagogischen Angebote „aktiviert“ werden:

„Also, anscheinend kommen gerade die zwei türkischen Damen jetzt sehr gut dort an. Das denke ich, liegt aber wirklich dran, weil das eine ganz andere Augenhöhe ist. Also die zwei machen es auch wirklich super. Aber ich meine, ich bin jetzt auch grundsätzlich nett und freundlich und aufgeschlossen aber ich denke, zu mir würden sie [Frauen mit Fluchtbiographie] nicht so sprechen. Und ich würde die auch gar nicht so ansprechen. Also, wenn die zwei Damen mir dann immer erzählen, wie sie

lustige Scherze miteinander machen, würde ich niemals eine Mama so ansprechen, weil einfach aus Gründen der Professionalität und so, ja.“ (Frau Meyer)

Die Wege einer nachholenden institutionellen – also postmigrantischen – Anpassung an bestehende Migrationsrealitäten (Foroutan 2015) lassen sich auch mit Blick auf die parteipolitischen Strukturen und Kulturen im Münchner Norden nachzeichnen. Am Beispiel von Herrn Niedermeyer, der in der Bezirkspolitik aktiv ist, wird zudem deutlich, dass oft das Engagement einzelner Personen institutionelle Veränderungen in Gang setzen kann. So hat der Gesprächspartner – auch vor dem Hintergrund der von ihm anerkannten migrationsgesellschaftlichen Realitäten bzw. dem „Migrationsvordergrund“ im Stadtteil – die Notwendigkeit struktureller Anpassungen erkannt.

B: „Und da war mir das in der Tat auch wirklich ein Anliegen, dass man sich offen zeigt als Partei, auch für Leute mit Migrationshintergrund. Und ich habe da, also das durchaus nicht nur passiv geschehen lassen, sondern ich habe das schon auch ein bisschen forciert, weil mir das halt auch selber ein Anliegen war und es ist auch gelungen, möchte ich irgendwie sagen.“

I: „Und wie haben Sie das dann eigentlich angepackt?“

B: „Ja, einfach dadurch, dass ich sozusagen Leute, Mitglieder mit Migrationshintergrund motiviert habe auch Verantwortung zu übernehmen und sozusagen das auch damit verknüpft habe, dass ich sie halt auch für gewisse Vorstandspositionen zum Beispiel vorgeschlagen habe. Und das kann man also schon ein bisschen, also auf die Weise befördern, ja? Also man konnte schon gestalten. Man ist nicht passiv sozusagen irgendwas ausgeliefert. Und mir war das halt auch wichtig, dass man das nach außen zeigt, weil, das hat dann auch wieder anderen gezeigt, ja, Moment, wir sind überhaupt nicht außen vor, ausgeschlossen, sondern wir können dort durchaus auch mitmachen und selber auch vielleicht unsere Themen einbringen. ... Also das war aber wirklich auch politisch gewollt von mir. Also, das war mir schon einfach ein Anliegen auch sozusagen als Großstadt-Partei das zu zeigen. Ich stelle schon auch fest, dass es mit Ausnahme vom Sport doch auch viele Vereine, jetzt auch außerhalb der Politik gibt, wo halt Migranten ziemlich unterrepräsentiert sind. Das trifft halt auch für die Vereine in der Gegend eher im Münchener Norden zu.“ (Herr Niedermeyer)

Viele der Projekte und Initiativen, die aktiv am gemeinschaftlichen Zusammenleben der Migrationsgesellschaft wirken, beruhen einerseits auf hohem individuellen Engagement. Gleichzeitig sind gerade diese Stellen und Arbeitsverhältnisse häufig prekär, befristet und unsicher. Auf der Seite der Aktiven mit Migrationserfahrung stehen hier besonders Motivationen im Mittelpunkt, durch dieses Engagement etwas zu lernen, Sprachfähigkeiten zu verbessern, Bestätigung und letztendlich auch Anerkennung als Mitglieder der Stadtgesellschaft zu finden. Im Gespräch mit Hatice, die Menschen mit Migrationserfahrungen bei Behördengängen berät, werden die Anstrengungen in diesem Bereich, der zwar als sinnvoll erlebt wird, der aber zu wenig gesellschaftliche Wertschätzung erfährt, abschließend deutlich:

„Aber die Bezahlung finde ich ehrlich gesagt nicht so gut, aber das ist halt auch immer so. Hm, aber ich denke, ich bin zufrieden. Also ich bin sehr zufrieden, dass ich was Gott mir geschenkt hat, dass ich das auch andere Leute weitergeben kann. Und das ist auch, es geht eigentlich nicht alles um Geld. Also, es ist auch diese Dankbarkeit vom Menschen. Das ist auch dieser Blick, das zu erleben, das finde ich, das tut mir gut. Wenn ich nach Hause bin, okay, ich habe vielleicht heute für zehn Leute Anträge ausgefüllt, vielleicht zehn Probleme zugehört. Danach manchmal bin ich: ‚Oh, wer, wer hört meine Probleme?‘ (Lachen) Aber danach: ‚Gut, dass ich das gemacht habe.‘ Ansonsten dann, das ist ein, ein, ein...“

I: „Dass man das Gefühl hat, man hat was Sinnvolles gemacht?“

B: „Genau, was Sinnvolles zu machen, sich das auch, wenn ich das nicht mache, wer dann? Dann ist es auch, ich finde es bringt diese Wertschätzung, das ist gut.“ (Hatice)

(Nicht) gehört werden

Frau Petrova war sehr glücklich, als sie 1990 eine Wohnung in Paunsdorf bekommen hat. Als 2014 die Unterkunft für Geflüchtete gegenüber von ihrem Wohnhaus eingerichtet wird, will sie **die neuen Nachbarn kennen lernen und insgesamt etwas über die MENSCHEN dort hören.**

Erwartungen und Enttäuschungen

Sie hatte eigentlich erwartet, dass man sich gegenseitig vorstellt, jemand vielleicht mal etwas erzählt und dabei gedolmetscht wird, um besser in Kontakt zu kommen. Als nichts dergleichen passiert, ist sie sehr enttäuscht. Das Problem sind für sie nicht Menschen, die aus anderen Ländern neu nach Paunsdorf kommen. Es ist die Art und Weise wie dies von Verwaltungsseite kommuniziert wird. Hier stört sie fehlende Augenhöhe und dass die Bewohnerinnen und Bewohner **bei wichtigen Entscheidungen nicht ausreichend gehört werden. Aktuelle Entwicklungen im Stadtteil werden daher zum Teil als undemokratisch erlebt.**

2.2 Leipzig Paunsdorf – ein fragiles Terrain

„Brennpunkt. Genau. Und so werden wir ja auch stadtweit kommuniziert. War sicher nicht verkehrt, dass es so gekommen ist, (dass der Stadtteil soziale Stadtgebiet wurde). Denn dadurch passiert jetzt hier im Neubaugebiet was. Denn vorher hatte ich so den Eindruck, irgendwie interessiert sich da keiner mehr für uns.“ (Frau Peters)

Die Siedlung Neu-Paunsdorf ist Teil des Stadtbezirks Paunsdorf am östlichen Stadtrand. Sie wurde ab 1987 als letzte Großwohnsiedlung Leipzigs in Plattenbauweise für ursprünglich circa 15.000 Einwohner errichtet. Nach langjährigen Einwohnerverlusten in den 1990er und 2000er Jahren konnte das Gebiet ab 2014 wieder vermehrt Zuzüge verzeichnen. Für den neuen Bevölkerungszuwachs im Quartier war neben dem allgemeinen Einwohnerwachstum der Stadt Leipzig nicht zuletzt die Rolle des Stadtteils für die zentrale und dezentrale Unterbringung Geflüchteter von besonderer Bedeutung (Stadt Leipzig, 2018b). Der Anteil an Bewohner:innen mit Migrationsgeschichte ist entsprechend dem städtischen Gesamttrend gestiegen und liegt mit 20 % über dem Durchschnitt der Stadt (16 %, 2020).

Im gesamtstädtischen Vergleich fällt in Paunsdorf eine seit Jahren bestehende und wachsende Konzentration von Transferleistungsempfänger:innen mit hohen Werten im Bereich Alters- und Kinderarmut auf. Besonders der Anteil an Kindern und Jugendlichen, die von Sozialleistungen leben, ist überdurchschnittlich hoch. Vor diesem Hintergrund wurde das Gebiet als Schwerpunkt der Integrierten Stadtteilentwicklung definiert und im Jahr 2016 in das Bund-Länderprogramm „Soziale Stadt“ aufgenommen (Stadt Leipzig, 2018b: 2). Der Wohnungsbestand im Quartier wird durch zwei Unternehmen der kommunalen Wohnungswirtschaft verwaltet. Etwa ein Drittel der Wohnungen befindet sich im Besitz der Leipziger Wohnungs- und Baugesellschaft mbH (LWB), die relativ hohe Anteile an mietpreis- und belegungsgebundenem sowie an derzeit noch unsanierterem Wohnraum vorhält. Die restlichen etwa zwei Drittel des Bestandes werden von der lokalen Wohnungsbau-Genossenschaft verwaltet.

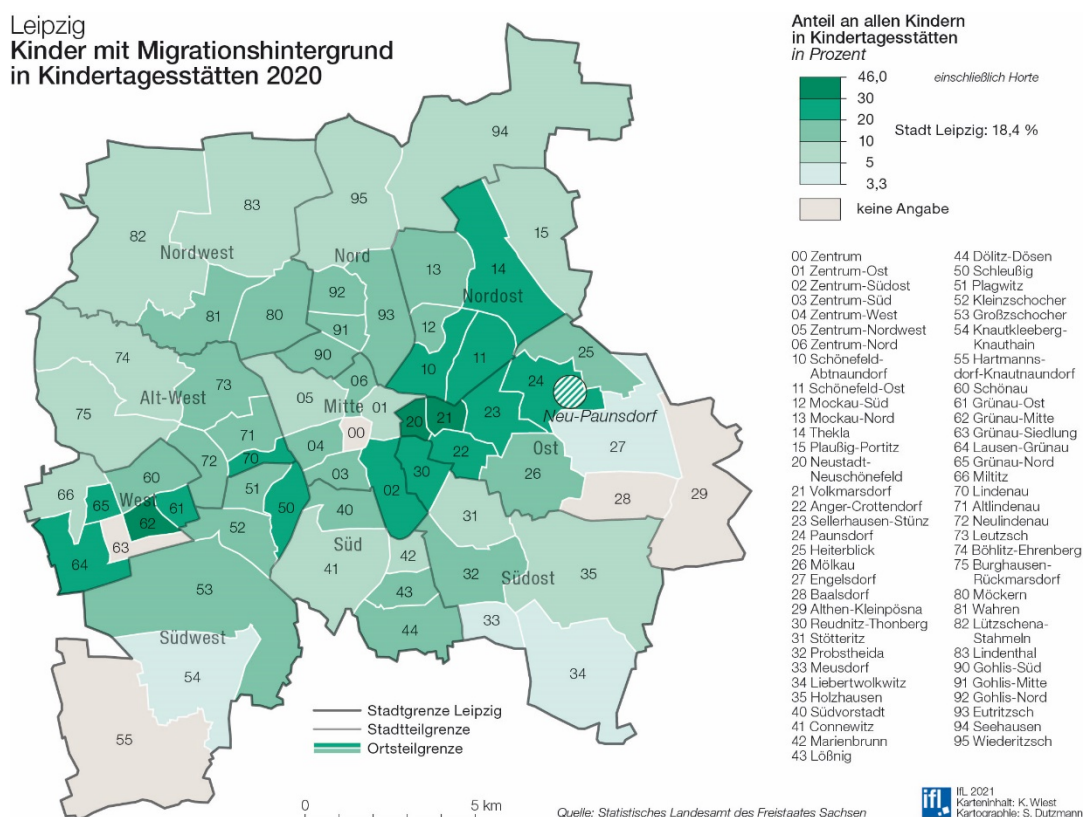


Abbildung 4 Leipzig – Sozialräumliche Differenzierung, Lage des Untersuchungsraumes

2.2.1 „Alte“ Problemlagen, „neue“ Migration und Aushandlungen von Differenz

Ältere und langjährige Bewohner:innen, die die Zeiten des Erstbezugs der Großwohnsiedlung Neupaunsdorf Ende der 1980er/Anfang der 1990er Jahre noch miterlebt haben, heben gerne das damalige soziale Gefüge und den Zusammenhalt in Form von Hausgemeinschaften positiv hervor. Spätere Entwicklungen werden dagegen häufig als eine Abfolge von negativen Ereignissen im Sinne eines Abwertungsprozesses beschrieben: Schrumpfung, Imageprobleme, soziale Schieflagen und jetzt auch noch „Migrant:innen“ – so lässt sich die Narration über den Stadtteil vereinfacht zusammenfassen, die in den Gesprächen wie auch im folgenden Zitat immer wieder anklingt.

„Das Klientel hat sich natürlich stark verändert, das ist so. Als ich hier damals angefangen habe, war es das klassische gemischte Klientel. Es waren viele sozial schwache Familien, schon immer mitunter. Es ist einfach ein Stadtteil, wo es schon immer so war, aber es war doch sehr gemischt. Es hat sich tatsächlich über die Jahre so entwickelt, dass wir immer weniger Eltern aus der, ich sage mal, Mittelschicht hatten, es immer die sozialen Schichten oder Familien waren, die bei uns ankamen, die schon von Natur aus ganz viele Problemlagen mitbringen: Wirtschaftliche Schwierigkeiten, oftmals Erziehungsschwierigkeiten, da waren schon viele Themen da. Dann kam vor so etwa zweieinhalb Jahren, mittlerweile sind es vielleicht fast drei, dass es eben anfang mit den vielen Flüchtlingsfamilien, wo wirklich diese große Welle kam, war es relativ schnell bei uns zu spüren, weil natürlich Paunsdorf viele Sozialraumwohnungen hat.“ (Frau Schneider)

Das Bild des „Brennpunktviertels“, wie es auch im Gespräch mit Frau Schneider anklingt, stellt einen wichtigen Bezugsrahmen für die unterschiedlichen Perspektiven an Euroluftbild.de/Grahn an der im Quartier dar. So nehmen die Mitarbeiter:innen in den Schulen, Kindertagesstätten, Jugendclubs und Vereinen einen Anstieg an Problemen in einem Umfeld wahr, das ohnehin als konfliktanfällig gilt. Die Debatte in den unterschiedlichen Einrichtungen bewegen sich hier einerseits zwischen der Notwendigkeit, einer Potenzierung von sozialen Problemlagen begegnen zu müssen, und andererseits der Herausforderung, das Lernen, sich Anpassen und Gewöhnen an neue migrationsbedingte Erfordernisse zu bewältigen. Dass es in der beschriebenen Konzentration sozialer Herausforderungen zu Konflikten kommen muss, erscheint für die Gesprächspartner:innen als nahezu unvermeidlich. Dabei wird die Überforderung der Großwohnsiedlung als Sozialraum sowohl hinsichtlich übergeordneter gesellschaftlicher Ungleichheitsstrukturen als auch unter dem Aspekt eines Versagens staatlichen Handelns bewertet. So wird besonders kritisiert, dass von Seiten der Kommune zu wenig unternommen wird, dieser schwierigen Gemengelage entgegen zu steuern. Vielmehr wird die Zuweisung von Wohnraum an Geflüchtete und besonders die Einrichtung von Unterkünften für Asylsuchende zum Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringen kann (2.2.2). Indem die sozialen Ungleichheiten auf gesamtstädtischer Ebene mit der als konfliktreich wahrgenommenen Konstellation in Paunsdorf in Beziehung gesetzt werden, entstand im Gespräch mit einem Mitarbeiter im Bereich Jugendarbeit das Bild von einer auseinanderfallenden Stadtgesellschaft:

„Ich meine, du hast in Paunsdorf schon einen sozialen Brennpunkt. Und äh, packst dann DA noch mal Leute rein, die auch gewisse Defizite haben und einfach noch nicht angekommen sind und paar Probleme noch mitbringen, so. Und das ist klar, dass sich das potenziert und dass das einfach nicht funktioniert so. So, wenn die Leute da schon am Arsch sind so und dann bringst du da noch mal irgendwie Unruhe rein so. Keine Ahnung, dann könnten das Leute in der Innenstadt vielleicht besser auffangen so. Weil da einfach nicht so die krassen Probleme sind. Aber na ja. Da könnte ich mich schon wieder aufregen, aber (lacht) macht ja keinen Sinn.“ (Marco)

Wie im vorangegangenen Zitat angedeutet, stellt das Bild der gesellschaftlichen Verlierer:innen, die oft implizit als Opfer des Transformationsprozesses betrachtet werden, einen wichtigen Bezugspunkt vieler Erzählungen über den Stadtteil dar. Merkmale dieser Bewohner:innen sind Armut, Abhängigkeit von staatlichen Leistungen, aber auch von Substanzen wie Drogen und Alkohol.

„Ja, es gibt die einen und die anderen. Es gibt sehr viele Geringverdiener hier, also die wirklich jeden Cent zehn Mal umdrehen müssen. Dann gibt definitiv auch sehr viele, die Hartz IV beziehen. Es gibt auch einige, die Drogen konsumieren, es gibt einige Alkoholiker. Es ist eigentlich wie in jedem Stadtteil, was zumindest so eine Großraumsiedlung hat.“ (Herr Thoma)

Im Unterschied zu Herrn Thoma, der die soziale Lage am Ende seiner Darstellung zu relativieren versucht (*„eigentlich wie in jedem Stadtteil“*), beschreiben andere Beobachter:innen eine soziale Konstellation, die sich bereits außerhalb der städtischen Norm zu bewegen scheint. Hier wurde deutlich, dass die Mitarbeiter:innen in den Einrichtungen des Quartiers, die in der Regel selbst nicht in der Siedlung, sondern in anderen Leipziger Stadtteilen leben, eher einen distanzierteren Blick auf das Zusammenleben einnehmen.

„... das ist hier schon ein bisschen ghettoisiert, gefühlt, oder hat auf mich so gewirkt. Dass es schon zum großen Teil prekäre Lebensverhältnisse sind und der Anteil an Menschen mit Migrationshintergrund prozentual gar nicht so niedrig ist in dem Stadtteil. Aber eben auch gleichzeitig viele ältere Menschen die da leben. Diese Welten, die aufeinandertreffen, da hatte ich schon das Gefühl, dass es ein bisschen heftig ist.“ (Natalja)

Dieses Zitat fasst nochmals die wichtigsten Bewohner:innengruppen in Paunsdorf zusammen: So werden von den meist noch jüngeren Menschen und Familien in prekären Lebenslagen, häufig ältere Bewohner:innen, die sich überwiegend im Ruhestand befinden und die häufig noch „bessere Zeiten“ im Stadtteil miterlebt haben, unterschieden. Die Gruppe, an der sich diese Lebenslagen reiben, sind die Newcomer:innen, die seit einigen Jahren einen neuen Platz im Stadtteil für sich beanspruchen. Sie treten in den Erzählungen der Gesprächspartner:innen oft in Gestalt männlicher Jugendlicher oder sehr kinderreicher Familien in Erscheinung – ihre Lebenssituationen werden jedoch meist kaum näher ausgeleuchtet, über persönliche Freundschaften wird kaum berichtet. Dabei fällt auf, dass das Thema Migration im Paunsdorfer Kontext ausschließlich als ein Verstärker bereits vorhandener sozialer Probleme wahrgenommen wird. Migration als Entwicklungspotential oder als eine Ressource für die Wiederbelebung eines Stadtteils, der von Abwanderung und Leerständen betroffen war, ist eine Sichtweise, die in den Gesprächen nicht in Erscheinung tritt. Vielmehr wird hervorgehoben, dass ein ökonomisch starker und stabiler Kontext bzw. Menschen mit höherem Bildungs- und Sozialstatus hier fehlen, die eine wichtige Voraussetzung wären, um die Aufnahme der Neuankommenden bewältigen zu können. So vermutet ein langjähriger Quartiersbewohner vor allem eine Konkurrenzsituation zwischen zuziehenden Migrant:innen und jenen „einheimischen“ Bewohner:innen in Paunsdorf, die sich in prekären Lebenssituationen befinden – ganz nach dem Motto, dass gerade bei begrenzten Ressourcen die Ansprüche anderer verstärkte Abwehrreaktionen auslösen (El-Mafaalani 2018). Die sozialen Distanzen zwischen den wohlhabenden Schichten in der Stadt und Newcomer:innen werden dagegen als so gefestigt angenommen, dass sie eher zu wenig Berührungspunkten und Konflikten führen – eine Situation, die sich seiner Meinung nach deutlich vom Paunsdorfer Alltag unterscheidet:

„Das sind wahrscheinlich Bündel von Problemen. Und auch was die Wahrnehmung der Leute angeht, ähm, sehr unterschiedlich – aber das sind jetzt so allgemeine Überlegungen oder Thesen – dass jetzt Leute mit gutem Einkommen und hohem Bildungsstand, da ist das in der Regel so, dass die die Zuwanderer nicht stören. Oder höchstens, wenn sie kriminell werden und sie selber betroffen sind. Aber die sind sozusagen keine Konkurrenz, ne. Aber Leute mit prekären Arbeitsverhältnissen oder die arbeitslos sind, wo der Anteil hier ja doch höher war, äh, für die sind die schon eine Konkurrenz, ne. Ob das so ist, weiß ich gar nicht. Aber, das haben die, glaube ich, so im Kopf. Und dieser, dieser Bevölkerungsanteil, der ist hier sicherlich höher.“ (Herr Henning)

Dass Differenzen und soziale Hierarchien nicht nur zwischen Eingesessenen und Newcomer:innen, Armut und Nicht-Armut, West und Ost ausgemacht werden, sondern dass es vielmehr komplexe und widersprüchliche Muster sind, die das Miteinander im Alltag bestimmen, kann ein Gespräch über Jugendkulturen und Haltungen im Stadtteil veranschaulichen. So schildert ein Mitarbeiter aus der Jugendarbeit, wie im Alltag junger Menschen insbesondere die Zuschreibung „Migration“ sowohl als Einschluss- als auch als Ausschussmarker in Erscheinung tritt, der immer wieder kontextabhängig, sowohl positiv als auch abwertend, eingesetzt wird. Die Schilderung der Situation lässt die Vermutung zu, dass die Zuschreibung „Ausländer“ zunächst abwertend eingesetzt wird, um sich gegenüber männlicher Konkurrenz abzugrenzen und eine gesellschaftliche Hierarchie herzustellen, während der Migrationshintergrund bei seiner Freundin im Sinne einer Trophäe interpretiert wird:

„Dann hast du halt irgendwie da so einen Jugendlichen, der erzählt, ja, hier, die scheiß Ausländer gehen mir auf den Sack. Und dann kommt zwei Sekunden später seine Freundin um die Ecke und du denkst so, die hat einen Migrationshintergrund, Diggi, checkst du es so. Aber das spielt dann absolut GAR KEINE Rolle, ne. Weil sie ja irgendwie anscheinend cool ist und irgendwie (lacht) Dann denkst du häh? Ist doch jetzt nicht dein Ernst so. ... Es ist schon viel ähm, glaube ich einfach auch damit spielen, zur Schau stellen so. Und ähm, ist ja mittlerweile auch cool, Migrationshintergrund zu haben, so, ne. Wenn du dir Rapvideos anguckst so, ey, die besseren Raps siehst du gerade alle mit Migrationshintergrund am Start so. Und das hat auch was richtig Cooles. Aber gleichzeitig wird es dann auch wieder so benutzt, um jemanden KOMPLETT zu denunzieren so. Und das- das- das checke ich halt auch noch nicht so richtig, wo da die Schwelle ist, wo das dann irgendwie kippt.“ (Marco)

Die Differenziertheit und Uneindeutigkeit der Zuschreibung „Migration“ in diesem Beispiel kann dabei besonders das Ringen um Zugehörigkeiten einer Migrationsgesellschaft im Werden veranschaulichen, in der gesellschaftliche Positionen neu erkämpft werden müssen. Dass mit der Pluralisierung Teilhabekonflikte drängender werden, zeigt die Debatte um die Unterkunft für Geflüchtete in Paunsdorf in besonderer Deutlichkeit.

2.2.2 Die Unterkunft für Geflüchtete – eine Zäsur?

Auf Grund der in Paunsdorf (noch) vorhandenen Raumkapazitäten hat die zentrale und dezentrale Unterbringung Geflüchteter, vor allem im Zuge der „Migrationskrise im Sommer 2015“, stark an Bedeutung gewonnen. Ohne dass die Unterbringung Geflüchteter Kern unseres Gesprächsleitfadens war, kam dieses Thema in vielen Interviews rasch zur Sprache. Besonders sichtbar wurde es für viele Bewohner:innen in der Maßnahme der Stadt Leipzig, eine Gemeinschaftsunterkunft in einer leerstehenden Schule im Stadtteil einzurichten. Die Unterbringung der „Newcomer“ wurde als eine weitere große Belastungsprobe für einen ohnehin benachteiligten und geschwächten Ort interpretiert, an dem den Akteur:innen bzw. Bewohner:innen nach Schrumpfungs- und Stigmatisierungserfahrungen nun auch noch konfliktanfällige „Integrationsaufgaben“ für die Gesellschaft aufgebürdet werden. Das nachfolgende Gespräch schildert diese Sicht. Ablehnende Haltungen, konfliktreiche und spannungsgeladene Begegnungen bis hin zu Hass erscheinen dabei vor allem als eine logische Konsequenz fehlender planungspolitischer Weitsicht, wobei die Einrichtung des Wohnheims für Asylsuchende und die Abwertung des Wohngebiets fast in einem kausalen Zusammenhang gedacht werden:

„Auch in der, in, in der Stimmung, in der Bürgerschaft jetzt, sage ich mal, fürs Paunsdorfer Gebiet, es entstand sehr, sehr, sehr viel Hass, auch gegen die Flüchtlinge. Ob berechtigt oder unberechtigt, das mag jeder für sich da selber beurteilen. Aber ich persönlich fand es nicht gut. Weil vom Ursprung her, das Paunsdorfer Gebiet, wo es mal entstand, '89, ja, eigentlich ein tolles Wohngebiet war, mit ganz tollen Angeboten, tolle Leute zogen her. Dann, wie gesagt, kam ja schon diese ... Abstufung, na ja, die Schrumpfung sowieso, aber die, die Entwicklung, sage ich jetzt mal, vom/ na, von

der Spezifik der Elternschaft, die hierhergezogen ist, also ganz viele Hartz-IV-Empfänger, sozial schwache Familien. So, dass da schon ein ganz großes Gefälle entstanden war mit den Jahren. Und dann brachte man eben dann noch die Flüchtlingsproblematik in diesen Größenordnungen dazu – war keine gute Idee.“ (Frau Peters)

In Folge der „Flüchtlingskrise“ stieg die Zahl der Kinder mit Fluchthintergrund in den sozialen und Bildungseinrichtungen zwischen 2011 und 2015 deutlich an (+74 % Stadt Leipzig 2018b: 18). Neue Angebote und andere Betreuungsformen (z.B. kleinere Gruppen) sowie zusätzliches Personal wurden nötig, Kapazitätsgrenzen offensichtlich. Vielfach wurde eine Überforderung durch diese Situation konstatiert, fehlende Unterstützung und mangelhafte Vorbereitung durch die Verwaltung beklagt. In den folgenden Gesprächssequenzen aus der Perspektive von Angestellten in Kindertagesstätten und Schulen kommt zum Teil Frustration darüber zum Ausdruck, dass man mit dieser gesamtgesellschaftlichen Aufgabe ein Stück weit allein gelassen wurde.

„Man stößt als Einrichtung stückweise an die Grenzen, weil dann auch immer die Frage ist: Wie viel können wir davon abpuffern, das die Gesellschaft uns da vor die Füße wirft, sag ich mal. Ich empfinde es als eine, eine relative Ghettoisierung, die hier stattfindet in Paunsdorf. Kommen ganz viele in die sozialen Wohnungen rein, deutsche Familien ziehen vermehrt weg, weil das denen zu viel ist, die haben damit ein Problem. Das heißt, es werden Wohnungen frei, in die ziehen eben wieder die Migranten rein. Das ist schon so eine Sache, wo es schwierig für uns ist, was können wir hier noch tragen?“ (Frau Schneider)

Die Verantwortlichkeiten werden in den Gesprächen vielfach im staatlichen Handeln, insbesondere dem Agieren der Stadt Leipzig gesehen. Während die Geflüchteten selbst eher als Opfer schlechten kommunalen Managements erscheinen, wird die Unterkunft für Geflüchtete durchgehend und von vorneherein mit Konflikten gleichgesetzt:

„Ich sag mal. Das Problem sind ja nicht die Migranten an sich oder diejenigen die zuziehen. Es ist einfach die Stadt, die Entscheidungen trifft. Ich tu da viele Leute hin, ja, ich ermögliche es ihnen, ja, da zu wohnen. Und dann sollen sie sehen, wie man zu-rechtkommt. Dann finde ich das eine Überforderung der Stadtteilgesellschaft.“ (Frau Gaborski)

Am Beispiel eines Konflikts zwischen einer langjährigen Bewohnerin und Vertreter:innen der Stadtverwaltung lässt sich die subjektive Perspektive, als unmittelbare Anwohner:innen und damit Betroffene übergangen zu werden, illustrieren: Die Gesprächspartnerin Frau Gaborski ist Rentnerin und wohnt unmittelbar gegenüber dem Heim für Asylsuchende. Sie berichtet intensiv von ihrer Teilnahme an einem Treffen, das extra für ein Kennenlernen zwischen eingesessenen und den neuen Bewohner:innen der Unterkunft organisiert worden war, um Vorurteile und Ängste abzubauen. Im Interview betont sie immer wieder ihre grundsätzliche Offenheit gegenüber allem Neuen und Unbekannten (z.B. „*ich mag das sehr, wenn ich von anderen etwas erfahre, höre, und kann von mir etwas weitergeben*“). Allerdings wird aus ihrer Sicht deutlich, dass es mit der Begegnung und dem „Aufeinanderzugehen“ ohne Anleitung und Moderation bei der Veranstaltung nicht so recht zu klappen schien. Die beiden Gruppierungen blieben sich aus ihrer Sicht fremd, kommen nicht miteinander in Kontakt. Als sie den Organisator:innen ein negatives Feedback zur Veranstaltung geben will, sieht sie sich nicht ernstgenommen, sondern befürchtet, dass sie „politisch als tendenziell rechts“ abgestempelt wird. Das Beispiel mag verdeutlichen, dass es bei der konflikthaften Aushandlung des Themas „Aufnahme Geflüchteter“ weniger um die Erfahrung konkreter Begegnung mit den „Newcomer:innen“ geht, sondern vor allem um die Auseinandersetzung mit der Frage, inwieweit man in diesem Prozess als gleichberechtigte:r Bürger:in auf Augenhöhe angesprochen wird. Frau Gaborski beschreibt ihre Auseinandersetzung mit den Organisator:innen nach der aus ihrer Sicht misslungenen Begegnung in der Unterkunft:

Veränderungen erleben

Paunsdorf entstand ab 1987 als letztes Wohngebiet Leipzigs in DDR-Plattenbauweise. Viele der älteren Generation erinnern sich noch an die Anfangsjahre, wie zum Beispiel **Frau Dibrani**. Sie findet, dass es damals wunderschön war:

„Wir waren alle irgendwoher gekommen, und das war damals ein Zusammenhalt, wie er in der DDR üblich war!“

Heute bin ich die Älteste in unserem Haus und die Hausgemeinschaft von früher gibt es nicht mehr.“

Nachdem der Stadtteil zwischen 1992 und 2011 über ein Viertel seiner Einwohner verloren hatte, verzeichnet er seit 2013 wieder moderate Wanderungsgewinne.

Menschen, die zuziehen, kommen in den letzten Jahren zunehmend aus anderen Ländern. Dadurch wird der Stadtteil jünger und auch bunter. Allerdings muss man sich im Alltag auf diese Veränderungen erst einstellen. Vor allem in Kindergärten und Schulen haben sich die Bedürfnisse zum Teil stark verändert: **„Mit allen Kinderzahlen runter und allen Kinderzahlen wieder rauf. Und seit einigen Jahren haben wir auch Flüchtlingskinder bei uns.“**



„Nein, ich habe nur gesagt, dass ich das unschön fand und dass man das hätte anders organisieren sollen, das war so meine Quintessenz, aber ich kam gar nicht dazu, weil sie kam, das hörte und sofort wieder mich in eine rechte Ecke stellte und da muss ich sagen, das war für mich heftig und dann gab es auch ein bisschen so/ dann grummelt das unter den Leuten, ist aber dann abgebrochen worden, das war auch so in Ordnung. Aber, ... für mich war das total unorganisiert.“ (Frau Gaborski)

Die im Zuge der Neueinrichtung der Unterkunft erwarteten Konflikte werden in unterschiedlichen Zusammenhängen als „Angstfaktor“ gelesen, die erst im spezifischen Ressourcenzusammenhang der Großwohnsiedlung (sozioökonomische Lagen, politisches Klima) verständlich werden. Während in der nachfolgenden Beschreibung der Situation auf dem Elternabend vor allem Abstiegsängste und die Gefährdung von Bildungserfolgen als Ursachen von Befürchtungen der Elternschaft zu vermuten sind, wird im Anschluss, nochmal im Gespräch mit Frau Gaborski, vor allem die Furcht vor rassistischen Übergriffen auf die Unterkunft zur Sprache gebracht.

Zunächst berichtet die Schulleiterin von ihren Eindrücken auf einem Elternabend von starken Berührungsängsten, die zwischen den eingesessenen Bewohner:innen und neu zugezogenen – meist Menschen mit Fluchtbiographie – in der Anfangszeit zu beobachten waren:

„Da gab es große Ängste von vielen Eltern, die wirklich auch weinend zum Teil im Elternabend waren, weil sie gesehen haben, wie, wie groß der Ausländeranteil ist. Speziell war das jetzt bei meiner ersten Klasse so, im ersten Elternabend. Da habe ich das gesehen. Die gesehen haben: Oh, der Ausländeranteil in der Klasse ist sehr groß. Die da wirklich weinend saßen. So, weil sie da so eine Angst davor hatten und solche Vorurteile. So. Und das aber gut läuft.“ (Frau Peters)

Während es in diesem schulischen Kontext die „Migrationsanderen“ sind, die diffuse Ängste hervorrufen, zeigt sich im Interview mit der Anwohnerin, dass es hier eben nicht die neuen Bewohner:innen mit Fluchtgeschichte sind, die die Angstgefühle produzieren, sondern es ist der gesellschaftspolitische Zündstoff, der mit der Einrichtung verknüpft wird und der die befürchtete rechte Gewalt auf den Plan ruft. Dementsprechend beschreibt sie, wie die rechten Umtriebe, die sie um die Unterkunft beobachtet, eine bedrohlich erlebte Stimmung entstehen lassen, die sie gleichsam in die Rolle der unfreiwilligen Zeugin drängen:

„Mir hat niemand was getan von DENEN, eher dann die ANDEREN (...) Ich hatte auch vor den Menschen (im Heim für Geflüchtete) keine Angst, aber insgesamt, was vorbeigelaufen ist, die auch diese Wut dann hatten, weil eben vieles nicht so lief oder wie auch immer, die dann eben so reagiert haben, dass sie eben gesagt haben: ‚Ausländer raus!‘ Und Sie hören es ja, wenn Sie das Fenster aufmachen, aber man WILL es ja gar nicht hören. Dann habe ich zugemacht, trotzdem buppert das Herz, weil man weiß ja gar nicht, was passiert dann von denen, die da unten stehen. Reagieren die mal über oder was?“ (Frau Gaborski)

2.2.3 Kulturelle Öffnungsversuche – Eine Gratwanderung

Der unübersehbare und rasche Wandel im Wohnumfeld erzwingt es, sich mit neuen kulturellen Gewohnheiten auseinanderzusetzen. Von Seiten der Bildungs- und Betreuungseinrichtungen werden diesbezüglich – allerdings sehr unterschiedliche – Strategien und Grenzen der soziokulturellen Anpassung formuliert, die den Alltag regeln und strukturieren sollen. Im Folgenden soll dies am Beispiel der Situation einer Grundschule veranschaulicht werden, die in relativ kurzer Zeit überwiegend Kinder aus dem arabischen Raum in den Schulbetrieb aufgenommen („wo wir sozusagen über Nacht mit 46 Flüchtlingskindern überrollt wurden“ Frau Peters) und zwei DaZ Klassen neu gegründet hat. Die Erklärungen der Schulleitung und der anwesenden Erzieherin zeigen dabei den Wunsch, hinsichtlich kultureller Erweiterungsmöglichkeiten eine ganz klare Linie zu fahren, wobei ein gewisser Druck zum Vorschein kommt, diese notfalls auch verteidigen zu müssen. Deutlich wird auch, dass die Frage wie der Umgang mit der „neuen Diversität“ zu regeln ist, einen subjektiven Handlungsspielraum eröffnet:

„Also wir machen das jetzt auch nicht so, wie das vielleicht manch andere Einrichtungen machen, dass wir die großen Feste alle so mitfeiern oder so was, das machen wir nicht. So, es bleibt unsere, unsere (Frau Arnold: Genau!) Kultur trotzdem. Wir akzeptieren das. Und wir akzeptieren auch, dass die nicht da sind. Und wir freuen uns auch und gratulieren auch zum Zuckerfest und alles. Aber wir bringen diese nicht nochmal explizit in unsere Einrichtung.“

„Na ja, es war die Diskussion, was wir machen, am Anfang, wie, wie integrieren wir es oder was bieten wir an oder nicht? Und da waren wir aber schon der Meinung, dass ja, wir achten das, also wir achten auch die unterschiedlichen Nationalitäten und, und Eigenheiten, was da so jedes Land mit sich bringt. Aber, dass wir jetzt gezielt die Feste, die dort gefeiert werden, hier feiern, wie die H. schon sagt, das machen wir nicht. Weil die wollen hier leben, dann sind (Frau Arnold: Richtig!) wir der Meinung, sie sollen sich den deutschen Ritualen anpassen. Weitestgehend, sofern es ihre Glaubensrichtung zulässt.“ (Frau Peters)

Indem die Erzieherin die Aussagen mit Äußerungen wie „genau!“, „richtig!“ immer wieder unterstreicht, scheint eine deutliche Grenze der Anpassung im Sinne eines „bis hierher und nicht weiter“ aufgezeigt zu werden. Hier mag die Befürchtung mitschwingen, dass die ohnehin schwierige Situation an der Schule ohne eine entsprechend eindeutige Haltung entgleiten könnte. Allerdings wird die Notwendigkeit von kulturellen Öffnungsprozessen in einer pluralisierten Gesellschaft so in erster Linie als Frage verhandelt, wer sich an wen anpasst bzw. anpassen muss. Auffällig bleibt das Plädoyer für einen einseitigen Anpassungsprozess, wobei hier durchscheint, dass die Auseinandersetzung von Vielfalt als Machtkampf erlebt wird, in dem es weniger um Aspekte kultureller Erweiterung zu gehen scheint als vielmehr um eine Revierverteidigung. Diese Haltung wird in Paunsdorf vor allem durch ein soziales Klima begünstigt oder sogar erzeugt, dass durch erhebliche Spannungen zwischen Transferleistungsempfänger:innen in prekären sozialen Situationen, langansässigen Bewohner:innen der älteren Generation und den in den letzten Jahren zugezogenen Familien mit Fluchterfahrung geprägt ist.

Ein anderer Weg wurde von dem Team einer Kindertagesstätte eingeschlagen, das sich sehr um die Ankunft von geflüchteten Familien bemühte und den unterschiedlichen kulturellen Praktiken im Stadtteil einen Raum geben wollte. Die Umsetzung entsprechender „Willkommensstrategien“ entwickelt sich im folgenden Beispiel jedoch schnell zu einer Konfliktzone. So hatte eine engagierte Mutter mit Fluchtgeschichte den Versuch unternommen, die Praxis des Ramadans in der Einrichtung sichtbar machen. Das Anliegen verschiedener lokaler Akteur:innen, ein breiteres kulturelles Verständnis zu fördern und mit diesem Thema offensiv umzugehen, gestaltete sich jedoch als eine schwierige Gratwanderung, in der immer wieder Befürchtungen durchkommen, den ansässigen Familien nicht zu viel zumuten zu können, diese zu überfordern und dadurch Konflikte eskalieren zu lassen. Der „Vorfall“ wurde von einer involvierten Akteurin im Quartier wie folgt geschildert:

„Wir haben die Leiterin und die Koordinatorin von Paunsdorf getroffen, und wir haben einen Fall besprochen, der aktuell in der Kita sehr präsent war. Da ging es um Ramadan und den Start von Ramadan und was da so passiert ist. Und, was da für Dynamiken sind, zwischen den muslimischen Kindern, von Eltern, die sehr konservativ sind und von anderen Kindern. Das war auch sehr gut, weil der Austausch sehr konstruktiv war und der Kitaleitung geholfen hat, einfach eine andere Perspektive zu geben zur Themenlösung. (...) Das war mit einer Mutter, die für den Ramadan im Eingangsbereich einen Koran ausgelegt hatte und das so bisschen gestaltet hat. Das war ein bisschen too much für die Kitaleitung. Die hatten da was besprochen, aber da ging es um Süßigkeiten hinstellen, also etwas unverfänglicher und das war gleich sehr massiv. Da hat sie sich gefragt, wie sie gut damit umgehen kann, ohne dass sie jemanden kränkt. Dann haben wir darüber gesprochen, wie man das gut lösen kann. Weil die Kita-Leitung auch Angst hatte, dass die Familien, die nicht gläubig sind, dann gleich denken, jetzt kommt hier voll die Islamisierung. Ich konnte mir vorstellen, dass sie das nicht so meinte, sondern ihre Idee davon hatte und das umgesetzt hat und nicht wusste, dass es so einen Schock auslöst. Die Kita-Leitung weiß auch, dass das eine sehr engagierte Mutter ist, die sehr viel macht. Wir haben da dann so ein bisschen, eine Empfehlung gegeben, wie sie damit umgehen könnte, der Mutter gegenüber.“ (Natalja)

Das Beispiel aus der Kindertagesstätte macht deutlich, dass der Umgang mit kulturellen Unterschieden und Traditionen von den Beteiligten als ein äußerst sensibles Feld erlebt wird. Die engagierten Akteur:innen, die im Stadtteil aktiv daran arbeiten Vorbehalte abzubauen und Räume für Neues zu schaffen, sind gleichzeitig permanent bemüht, niemanden vor den Kopf zu stoßen und andererseits auch den „Neuen“ deutlich zu machen, wo die vermuteten Grenzen des „Noch-Vermittelbaren“ für die ansässige Quartiersbevölkerung liegen. Darüber hinaus fällt auf: Wenn die Gesprächspartner:innen über den Umgang mit Newcomer:innen nachdenken, der im Quartier meist als unvertraut, fragil bis hin zu deutlich ablehnende Haltung erlebt wird, wird häufig auf eigene Erfahrungen und Erlebnisse in Westdeutschland Bezug genommen. So greift auch Herr Henning, der bereits seit Anfang der 1990er Jahre in Paunsdorf lebt, auf seine persönlichen Erlebnisse sowie Berichte von Bekannten aus den alten Bundesländern zurück, um seine Beobachtungen hinsichtlich des Umgangs mit dem Thema „Migration“ in Paunsdorf einzuordnen. Die unterschiedlichen Migrationshistorien in Ost- und Westdeutschland, unterschiedliche „Kulturen“ der Zuwandernden, aber auch Wirtschaftsstrukturen und Einkommensverhältnisse sind für ihn wichtige Erklärungen, um das Miteinander in Paunsdorf zu verstehen.

„Der ganze Prozess hat ja hier (in Ostdeutschland) viel später eingesetzt. Und ähm, das heißt automatisch, dass das auch ne andere Struktur war. Weil halt zu späteren Zeiten andere Migrantenströme gekommen sind, die, sag ich mal – also das ist jetzt so eine These von mir – die kulturell äh, nen anderen Hintergrund hatten, ne? Also zum Beispiel am Anfang – jetzt gerade auch mit München und eben auch in Frankfurt – waren ja sehr viele, äh ja ehemalige Gastarbeiter, aus, aus, aus Europa. Mit gleicher Religion und vielleicht auch so ähnlicher Kultur. Und dann kamen halt die Türken dazu, die dann, was weiß ich, generationsweise sich wohl auch schon angepasst haben. Und jetzt die Zuwanderung aus den arabisch-sprachigen Ländern, das ist schon eine andere Qualität.“ (Herr Henning)

Gleichzeitig versucht Herr Henning, durch seine betont sachliche, vorsichtige Darstellung, einer vorschnellen Stigmatisierung der ostdeutschen Großwohnsiedlung als einem feindlichen, rassistischen Ort, entgegenzuarbeiten – ein Vorstellungsbild, dass das Zusammenleben im Stadtteil grundlegend bestimmt.

Erklärungen suchen

*„das kann man nicht wegdrücken,
man kann's auch nicht schönreden,
es ist da.“*

... stellt **Herr Meyer** fest, wenn er auf die Atmosphäre im Stadtteil zu sprechen kommt. Er wohnt eigentlich sehr gerne in Paunsdorf, genießt den Freiraum, Einkaufsmöglichkeiten und Grünflächen. Er nimmt aber im alltäglichen Umgang eine aggressive und angespannte Grundstimmung wahr. Besonders für wahrgenommene Fremdenfeindlichkeit schämt er sich. Er führt dies darauf zurück, dass viele Bewohnerinnen und Bewohner selbst mit Problemen zu kämpfen haben. Er sucht immer wieder nach Erklärungen:

*„Das hängt wohl noch mit
der Wende, mit dem
Umbruch zusammen?“*

Vanessa Wernecke, 18 Jahre

2.2.4 Distanzierungen, Relativierungen, Scham – Alltagsrassismus als Erwartungshaltung

„... man hat immer das Gefühl, es ist 'ne Aggression unter der Decke.“ (Frau Kleiner)

Rassismus und Fremdenfeindlichkeit scheinen als Bestandteil der sozialen Wirklichkeit in den unterschiedlichsten Interviewsituationen immer wieder auf. Vor allem Frauen mit Kopftuch und Jugendliche mit Fluchtbiographie sind Anfeindungen ausgesetzt. Als unterschwellige Erwartungshaltung wird diese Thematik in vielen Alltagssituationen im Hintergrund immer mitgedacht: Von den häufig betroffenen Menschen mit Fluchtgeschichte ebenso wie von eingesessenen Bewohner:innen und den Akteur:innen, die in den Einrichtungen im Quartier beschäftigt sind. Das Thema Rassismus bildet somit einen grundlegenden und übergreifenden Interpretationsrahmen für Handlungssituationen sowie für die Bewertung von Erlebnissen und Begegnungen im Stadtteil. Gesprächsverläufe wurden so zum Teil implizit dadurch bestimmt, dass Diskriminierung und Rassismus quasi erwartet werden, es fast „unnormale“ wäre, wenn einem (in Paunsdorf) nichts dergleichen zustoßen würde. Menschen mit Fluchterfahrung gehen mit diesen Stimmungen und Erfahrungen auf unterschiedliche Art und Weise um: indem sie ihren Ängsten und Frustrationen Ausdruck verleihen, wie zum Beispiel Herr Abbas, indem sie versuchen trotz dieser Erfahrungen Verständnis zu äußern oder auf Dankbarkeit gegründete Relativierungsversuche vornehmen, wie zum Beispiel Naime. Die folgenden Ausschnitte aus Interviews, die teilweise durch Sprachmittler:innen unterstützt wurden, sollen dies schlaglichtartig veranschaulichen:

„Naime sagt, in Paunsdorf gibt es immer, immer Beleidigungen und Probleme wegen des Kopftuchs. Sie sagt, sie reagiert gar nicht mehr: ‚Sollen sie gucken – bis übermorgen, ist mir so egal‘. Am vorigen Abend war sie beim Elternabend ihrer Tochter und hat mitbekommen, wie andere Eltern über sie getuschelt haben. Die Erzieherinnen und Lehrerinnen seien prima, aber mit den anderen Eltern sei es eben nicht leicht. Ihr persönlich ist nichts Schlimmes passiert, aber sie erzählt von den Frauen, die zu ihr gegangen sind, von den Leuten, was ihnen passiert ist, also was die Deutschen den Arabern gemacht haben.“ (Naime, übersetzt von Sprachmittlerin)

„Sie müssen uns kennenlernen, aber sie denken erst, die arabischen Menschen sind nicht gut. Nicht alle Ausländer sind gut, wenn man die ganze Zeit am Bahnhof rumhängt und Bier trinkt und Ärger macht zum Beispiel. Aber ich kenne viele Menschen die zur Schule gehen und sich Mühe geben. (...) Wenn einer Ärger macht, sagen die Deutschen alle Ausländer müssen gehen. Aber es sind ja auch nicht alle Deutschen gut.“ (Herr Abbas)

„Ja, sie (Gesprächspartnerin mit Fluchtbiographie) ignoriert das (Rassismus) und geht einfach weiter. Sie meint, es ist normal, dass diese Leute so reagieren, weil sie haben halt von vielen Syrern – oder einfach Nachrichten gehört und haben dann diese Meinung bekommen, also sind einfach ausländerfeindlich. Und wenn ein Syrer was macht, dann macht er halt alles kaputt, weil er macht dann sozusagen den Ruf aller kaputt. Sie redet sehr positiv über Deutschland, sie sagt Deutschland hat sie aufgenommen, bietet ihnen Schutz, und deshalb zwingt sie ihre Kinder zur Schule zu gehen, damit sie auch eine Gegenleistung bringen. Weil wie gesagt, Deutschland hat ihnen Schutz gegeben, weil nach der Revolution, nach dem Krieg, Isis und alles in Syrien, da haben sie sich wie Gefangene gefühlt, das ist kein Vergleich zu dem Leben jetzt, und sie ist sehr dankbar.“ (Frau Nazari, übersetzt von Sprachmittlerin)

Auch Beschäftigte in den Einrichtungen zeigen, dass sie auf rassistische Ausfälle „vorbereitet“ sind. So wie beispielsweise die Leiterin eines Schulhorts im folgenden Interviewauszug, die grundsätzlich davon ausgeht, dass in ihrer Einrichtung potentiell fremdenfeindlich motivierte Konflikte auftreten, auf die sie quasi eingestellt ist. Sie berichtet:

„Ich habe zum Glück hier nie erlebt, dass es eine Auseinandersetzung richtig gegeben hätte, zwischen Deutschen und Migrant:innen, wo ich immer Sorge habe, dass es

irgendwann noch kommt oder gibt. Dass es dann mal wirklich in die Konfrontation geht, das haben wir noch nicht gehabt. Aber man merkt natürlich, man kriegt Spitzen mit, die Eltern loslassen, so deutsche Eltern gegen Migranten loslassen. Bei Migranten andersrum, muss ich sagen, haben wir es auch schon gehabt.“ (Frau Can)

Vermutet wird, dass rassistische Vorfälle in der Schule weiter an Bedeutung gewinnen. Allerdings wird dies im Rahmen des Interviews eher mit einer Bildungsproblematik („Straßensprache“) und als Stellvertreter für andere soziale Konflikte assoziiert. Die Problematik wird offensiv angesprochen, wobei die Kinder diesbezüglich ein Stück weit in Schutz genommen werden („sie schauen sich das im Umfeld ab“), wobei es fast schon als Normalität erscheint, dass irgendwo ein Hakenkreuz auftaucht.

„Ich merke, dass es mehr an Bedeutung gewinnt, weil wir immer mehr im Alltag auch Themen haben, wo dann Kinder unreflektiert Dinge von sich geben, die auf jeden Fall besprochen werden müssen, ja? Also Fremdenfeindlichkeit oder du, du hast was gegen Ausländer, sind so Sachen, die kommen dann doch ab und zu mal aus den, aus den Kindern heraus, und da muss man natürlich dann auch drauf reagieren, was hat das jetzt gerade zu bedeuten und warum sagt das Kind das ausgerechnet zu der Person? Also, es war vor einigen Jahren noch nicht so sehr Thema. Ich habe das Gefühl, es wird immer mehr Thema. (...) Wir haben sicherlich immer mal auch irgendwo ein Hakenkreuz, was an der Wand landet. Selbst in Grundschulen kommt das vor. Und wir wissen, aus welcher Klasse das ungefähr stammt, dann weiß man auch, mit wem man gezielt darüber sprechen muss. Ja. Die jüngeren Kinder schauen sich das natürlich dann auch ab und sagen unreflektiert was. Wir hatten gerade erst vor drei Wochen den Fall, dass zwei Kinder aus der ersten Klasse ‚Heil Hitler‘ gerufen haben, total unreflektiert. Die Eltern waren entsetzt.“ (Frau Can)

Dabei muss hervorgehoben werden, dass die Erzieherin einen im Paunsdorfer Kontext vergleichsweise abgeklärten Umgang mit der Thematik erkennen lässt. Dieser mag in ihrer persönlichen Biographie begründet liegen. Frau Can ist 2003 aus Nordrhein-Westfalen nach Leipzig gezogen. Ihre Lebensgeschichte ist durch Umzüge und mehrheimische Erfahrungen geprägt. In der folgenden Gesprächssequenz schildert sie persönliche biographische Ereignisse, die es ihr aus ihrer Sicht ermöglichen, einen Vorfall im Hort einordnen zu können. Bei dieser Angelegenheit wurde einer Kollegin von einem Schulkind der Vorwurf gemacht, fremdenfeindlich zu sein:

„Also als wir erst vor kurzem mit dem Team zusammengesessen haben und das nochmal zum Thema wurde mit diesem, „das Kind hat zu mir gesagt, ich bin fremdenfeindlich“, das hat die Erzieherin tief getroffen, weil sie sagt: ‚Oh, das hat mich/ ich weiß gar nicht, wie ich damit umgehen soll.‘ Und das stimmte ja überhaupt nicht. Und dann: ‚Ist auch nicht wahr.‘ Und dann habe ich dann auch nur nochmal, als wir mit dem Thema soweit fertig waren, nochmal gesagt: ‚Ja, ich komme aus einer typischen Gastarbeiterfamilie, ich weiß, was es bedeutet, fremdenfeindlich behandelt zu werden.‘ Als Kind und Jugendliche habe ich das auch alles durch. Ich komme aus einer kleinen Stadt, da ist das Leben sowieso nochmal ganz anders. So. Dann war ich irgendwann mal für längere Zeit in den USA und musste mir dann dort von einem Fremden anhören: ‚Du kommst ja aus Deutschland, du bist ein Nazi.‘ Also so viel dazu.“ (Frau Can)

Dieses Beispiel mag andeuten, dass der Wechsel zwischen unterschiedlichen Gesellschaftskontexten und das persönliche Erleben von Diskriminierung verstärkte Empathie und Verständnis hervorbringen und somit dazu beitragen kann, Alltagssituationen durch die Brille des „Außenstehenden“ betrachten zu können. Darüber hinaus zeigt es auch, dass die zu beobachtende Unsicherheit im Umgang mit natio-ethno-kultureller Differenz im Alltag auch auf bekannte strukturelle Ursachen zurückzuführen ist: in den lokalen Institutionen ist in der Regel kaum Personal mit Migrationserfahrungen vertreten. So kann vermutet werden, dass Frau Can auf Grund ihrer Biographie im Paunsdorfer Kontext eine besondere Kompetenz zugesprochen wird, konfliktreiche Alltagssituationen beurteilen zu können – diese Fähigkeiten des Blickwechsels, die durch Erfahrungen in

unterschiedlichen Gesellschaftskontexten eingeübt werden können, lassen sich als ein spezifisches Moment und Potential postmigrantischer Gesellschaften charakterisieren.

Charakteristische Reaktionen auf die latent rassistisch erlebte Umgebung der Großwohnsiedlung zeigen sich in der Distanzierung von der Situation vor Ort oder auch in Relativierungen. So lassen sowohl Bewohner:innen mit und ohne Migrationshintergrund als auch die Akteur:innen in den Einrichtungen des Quartiers Erklärungsversuche erkennen, nach dem Motto „Woanders ist es (noch) schlimmer“ – Als negative Referenzfolie werden dann insbesondere ländliche Räume in den neuen Bundesländern angeführt. Als positive Bezugspunkte gelten „die Stadt Leipzig“, die als Ausnahme in Sachsen bzw. Ostdeutschland erlebt wird, sowie ganz allgemein und wenig differenziert „Westdeutschland“. Auch Frauke betont die gefühlt offene Haltung gegenüber dem Thema Migration in der Stadt Leipzig, mit der sie sich stark identifiziert – die Verhältnisse in der Großwohnsiedlung stellen dagegen aus ihrer Sicht eine Ausnahme im gesamtstädtischen Kontext dar, die sie mit den beobachteten politischen Einstellungen an ihrem Arbeitsplatz (einem offenen Freizeittreff) und dem Wahlverhalten in der Stadt untermauert (siehe dazu auch Tab. 2):

B: „In der Stadt allgemein, glaub ich, sind wir schon sehr offen, im Großen und Ganzen und es gibt aber halt, wie gesagt, so einzelne Gebiete, wo dann andere Tendenzen überwiegen. Aber alles in allem – ist zumindest mein Eindruck – dass es sehr offen ist.“

I: „Und würdest du sagen, Paunsdorf gehört auch zu den Gebieten, wo andere Meinungen überwiegen?“

B: „Leider ja, wenn man sich auch städtische Wahlergebnisse anschaut, wo jetzt beispielsweise die AfD die meisten Stimmen erhalten hat.“ (Frauke)

In einzelnen Gesprächen wurde Scham darüber zum Ausdruck gebracht, als Bewohner:innen einer ostdeutschen Großwohnsiedlung als „fremdenfeindlich/rassistisch“ stigmatisiert zu werden. Auch von dieser Zuschreibung will man sich klar abgrenzen. Ein Beispiel für diese Erfahrung ist Frau Kleiner, die seit kurzem im Ruhestand ist und vor einigen Jahren, aus „wirtschaftlichen Gründen“ wie sie sagt, mit ihrem Mann nach Paunsdorf gezogen ist. Frau Kleiner beschäftigt im Gespräch besonders die Sichtweise und das Verhältnis zu ihren erwachsenen Kindern, die zum Teil in Westdeutschland leben und mit nichtdeutschen Partnerinnen liiert sind. Bei Besuchen meint sie unter anderem große Unterschiede im Umgang mit Fremden zwischen Ost- und Westdeutschland wahrzunehmen. Über den kritischen Blick ihrer Söhne auf ihre Herkunftsregion Sachsen und die jüngsten medialen Ereignisse (Chemnitz, PEGIDA etc.) berichtet sie:

„Da haben die (Söhne) schon gesagt, also das ist ja furchtbar, was man von Sachsen hört! Hat unser großer Sohn gesagt, also da muss man sich ja schämen.“ (Frau Kleiner).

Aus dem Gespräch ist deutlich herauszuhören, dass sie die Wahrnehmung der rassistischen Vorkommnisse in Sachsen durch die eigenen Kinder bis ins Mark trifft und dies mit einer Ablehnung der Umgebung „sächsische Großwohnsiedlung“, in der entsprechende Ereignisse im öffentlichen Diskurs oft verortet werden, verknüpft. Diese Distanzierung mündet im Ausspruch „Also ich weiß nicht, ob ich hier leben möchte. Ich weiß es nicht!“ Sie ist sowohl Ausdruck dessen, dass Frau Kleiner sich explizit von der wahrgenommenen Fremdenfeindlichkeit im Quartier abgrenzen möchte als auch vom negativen Image der Siedlung. Während für Frau Kleiner das Thema Scham zentral ist, versuchen Newcomer:innen wie unter anderem Naime vielfach zu relativieren, im Sinne von „nicht alle Deutschen sind rassistisch“. Ein Muster, dass wiederum auch Herr Thoma und Herr Abbas anwenden, allerdings zum Teil unter anderen Vorzeichen wie dem Tenor „nicht alle Ausländer sind kriminell“. Das vielen Gesprächen zu Grunde liegende Anliegen, nämlich Menschen nicht wegen ihrer Herkunft über einen Kamm zu scheren, stärker zu differenzieren und zu relativieren, Vorurteile zu dekonstruieren und sich erst kennenzulernen, bildet letztendlich einen gemeinsamen Nenner der kontroversen Lebenslagen und Perspektiven.

2.2.5 Soziale Arbeit im Quartier als politischer Auftrag

In vorangegangenen Abschnitt konnte bereits gezeigt werden, dass Rassismuserfahrungen, fremdenfeindliche Einstellungen sowie der nationale Diskurs über den deutschen Osten stark in die Begegnungen, Deutungs- und Interaktionsmuster im Alltag hineinwirken. In diesem Kontext haben viele Vertreter:innen lokaler Institutionen, wie u.a. Kindergärten und Jugendclubs, die feste Absicht gezeigt, Rechtspopulismus und einwandererfeindlichen Stimmungen entgegenzuwirken. So sehen die Akteur:innen ihre tägliche Arbeit nicht nur in der Bereitstellung von Unterstützungs- und Hilfsangeboten für die unterschiedlichen sozialen Problemlagen im Quartier – vielmehr wird sie ganz explizit als ein Beitrag wahrgenommen, gesellschaftspolitische Mitverantwortung für die Menschen im Stadtteil zu übernehmen. Ein Mitarbeiter der Jugendarbeit schildert die von ihm so wahrgenommene Aufgabe am Beispiel eines Konflikts: ein Vater verbietet seiner Tochter den Besuch im örtlichen Jugendclub, weil sich aus dessen Sicht dort zu viele Kinder mit Migrationshintergrund aufhalten – und einen schlechten Einfluss ausüben, so der Subtext. In diesem Familienstreit sieht der Sozialarbeiter seine Aufgabe darin, für die Jugendliche ein alternatives „role model“ zu den Eltern anzubieten, um andere Sichtweisen auf Menschen mit Migrationsgeschichte zu ermöglichen. Er verbindet mit dieser Haltung nicht zuletzt eine klare politische Botschaft. Gleichzeitig macht er sich keine Illusion um die begrenzte Wirksamkeit seiner Bemühungen.

„Aber es zeigt am Ende auch, wo man ansetzen muss, ne. Das ist am Ende das Gedankengut der Eltern ... – also politische Themen zu platzieren ist schwierig, aber trotzdem werden Kinder und Jugendliche politisch beeinflussbar, aufgrund solcher Geschichten halt so, ne. Dass die Eltern sagen, okay, da sind Migranten, da habe ich keinen Bock drauf, ist gefährlich. So und dann weißt du, okay, DA bedarf es eigentlich der Arbeit! Und halt irgendwie eine Position, die dagegen steht so, dass man einfach mit Jugendlichen in Austausch kommt und nicht sagt okay, wir machen jetzt hier ein Politikprojekt, sondern, dass sie einfach sehen, cool, da gibt es irgendwie Leute, die kommen von außerhalb, die haben irgendwie eine linke Gesinnung. Und Papa sagt links sind äh, sind alles komische Typen so, aber du bist irgendwie cool, so und dass man denen einfach also ein Vorbild ist, so. Und einfach zeigt, okay, da gibt es auch noch was Anderes. Inwiefern das dann irgendwie reicht, um die umzukrempeln sage ich jetzt mal, in Anführungsstrichen, das ist schwierig, weil meistens gibst du dann irgendwie eine Woche lang das da so rein und dann siehst du sie übers Wochenende nicht und dann waren die halt wieder zu Hause und am Montag fängst du halt wieder von vorne an...“ (Alex)

Auch die Pädagog:innen in den Einrichtungen unterscheiden oft vereinfachend zwischen den Lagen der Geflüchteten und den eingesessenen Bewohner:innen beziehungsweise deren Kindern. Erstere sollen gut aufgenommen bzw. „integriert“ werden, bei Letzteren will man „aufklärend“ tätig sein und Vorurteile abbauen. So wird auch im folgenden Gespräch mit einer Akteurin, die im Bereich Integration und Migration im Stadtteil tätig ist, deutlich, dass sich ihr Einsatz nicht allein auf die Newcomer:innen richtet, sondern aus ihrer Sicht auch besonders die prekären Lebenslagen der Nichtmigrant:innen im Stadtteil in den Blick genommen werden müssen. Diese ganzheitliche Sicht auf Problemlagen und die Wechselbeziehungen von klassenbezogenen und migrationsbezogenen Benachteiligungen werden als Problem systemischer Ungleichheiten wahrgenommen, denen aus ihrer Sicht auf einer höheren politischen Ebene entgegengewirkt werden müsste:

„und da sind nicht jetzt die Migrant:innen aus meiner Sicht, sondern Menschen, die dort schon sehr lange wohnen und keine Strukturen mehr haben und sich daraus dann ja auch Vorbehalte entwickeln oder Vorurteile entwickelt und sich dann die Gesellschaft auch so ein bisschen spaltet. Und was ich mir da wünschen würde, dass da auch mehr auf die Bedarfe dieser Gruppen eingegangen wird. (...) Weil ich denke, dass wäre dann auch so ein Anstoß, also, wenn man diesen Menschen mehr gibt, nehmen die sich so in ihren Einstellungen wieder zurück. Also es klingt total romantisch, aber ich glaube, wenn es allen gut geht, dann würde sich sowas nicht entwickeln wie Rechtsextremismus und ich glaube, dass sich das gerade auch in Pauns-

*dorf dadurch äußert, dass ja die AfD- Wählerquote auch sehr hoch ist und es durchaus Anfeindungen gibt und dass man durchaus mehr gegen Armut machen müsste.“
(Imke)*

Das Gespräch deutet den vielfach von den Mitarbeiter:innen in den Quartierseinrichtungen geäußerten Zwiespalt an, sich einerseits für die „richtige“ Sache bzw. politische Seite zu engagieren und andererseits zu versuchen, sich im Arbeitsalltag in einer schwierigen Toleranz zu üben. Während im vorangegangenen Interview vor allem mehr staatliche Unterstützung für die ganz unterschiedlichen prekären Lebenslagen als Voraussetzung für ein gelingendes Zusammenleben unter den Bedingungen wachsender Pluralität und Zuwanderung hervorgehoben wird, werden im nachfolgenden Zitat besonders die tagtäglichen Bemühungen in der Praxis und im wiederkehrenden Gespräch beschrieben. So verfolgt Frauke, in ihrer alltäglichen Arbeit in einem offenen Freizeittreff die Prämisse, dass grundsätzlich jeder willkommen ist – unabhängig von seiner politischen Einstellung. Dass die Mitgestaltung einer pluralen und diversen Gesellschaft vielmehr tagtägliche Überzeugungsarbeit und Diskussion im Kleinen bedeutet, ohne in Vorverurteilungen zu verfallen, verdeutlicht sie am Beispiel des Spagats zwischen dem Eintreten für politische Überzeugungen und dem Aushalten müssen anderer Denkweisen – ein Zwiespalt der am Beispiel der Teilnahme an den Leipziger LEGIDA-Demonstrationen⁹ besonders spürbar wird:

B: „Ansonsten gab es, als noch LEGIDA gelaufen ist, drei vier Leute die gesagt haben: ‚Ja, wir gehen da natürlich zu den LEGIDA-Demos.‘ Das sind so Sachen, wo man das halt schon wahrnimmt und sagt ‚Ok, wie geht man jetzt damit um?‘ Klar, halt irgendwie ansprechen, es ist garantiert auch schon passiert, dass wir auf der Gegendemo waren und man sich dann irgendwie gegenüber stand und dachte ‚Ach Mensch, das ist ja schade..‘ Aber es ist schon eher, also vereinzelt, es ist jetzt nicht die große Masse, die sich ja mit den Themen auseinandersetzt.“

I: „Also, das heißt, auf eine Weise herrscht so eine gegenseitige Toleranz, also ihr wisst, davon: „Ok, viele vertreten Haltungen, die wir jetzt nicht besonders begrüßen oder die uns nicht so glücklich machen aber wir haben jetzt nicht so die Handhabe, da besonders viel zu machen, es ist trotzdem ihr Raum und wir versuchen, sag ich mal, dass das Vertrauen. Also, dass der Alltag hier gut funktioniert.“

B: „Genau, es gibt auf jeden Fall Grenzen, die können nicht überschritten werden, da müssen sie sich dran halten, das ist ganz klar. Es gibt immer wieder hitzige Gespräche, weil natürlich auch wir unsere Meinung dazu äußern wollen und zeigen wollen: manche Sachen sind einfach gelogen, die stimmen nicht, die versucht man halt irgendwie gerade zu rücken. Das provoziert, da wird's halt manchmal dann auch dolle hitzig, aber auf der anderen Seite ... Ja, es ist Akzeptieren, ist schwierig. Der Mensch sollte ja trotzdem erstmal der Mensch sein und es ist halt ein Aspekt davon, den man super blöd selber findet, aber mit dem man arbeiten kann. Und da natürlich auch immer mal wieder sagt, hier kann man das nicht so oder so lösen und wo ist das Problem, zu sagen: ‚Ich nehm‘ erstmal den Menschen als Menschen wahr, egal wo er theoretisch herkommt.““ (Frauke)

⁹ „Leipziger Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes“: Eine rechtspopulistische, islam- und fremdenfeindliche Organisation nach dem Vorbild der „PEGIDA“ Bewegung.



Trennendes erleben

„Leider finde ich es ein bisschen schwierig mit den Nachbarn – immer noch kein Kontakt.“

...stellt Herr Bahi etwas resigniert fest. 2014 kam er aus Syrien nach Deutschland. Er erlebt das Zusammenleben in der Großwohnsiedlung eher als distanziertes Nebeneinander. Die Leute seien zudem, seinem Eindruck nach, nur zuhause und nicht so am sozialen Leben im Stadtteil interessiert.

Unsichtbare Grenzen

Gerne hätte er mehr Kontakt zu seiner Nachbarschaft. Er würde sie gerne einladen, aber er traut sich nicht. Untereinander hätten sie mehr Kontakt, vermutet er. Es hänge also vermutlich damit zusammen, dass er nicht deutsch ist. Trotz allem möchte er hier wohnen bleiben. Er betont mehrmals, dass die Menschen hier netter als in Neu-Brandenburg seien, wo er des Öfteren auf der Straße beleidigt wurde. Dass *„die Deutschen vorsichtig“* sind, respektiere er.

Plakat 8 Trennendes erleben

2.2.6 Eine Migrationsgesellschaft im Werden

„Vielfalt gehört dazu, das ist, das ist normal, ja? Wir leben im Zeitalter der Globalisierung!“ (Lacht) (Frau Can)

Ein wesentlicher Grundtenor der Gespräche ist, dass davon ausgegangen wird, dass ein Gewöhnungsprozess an migrationsgesellschaftliche Realitäten im Quartiersalltag eintreten wird. Dieser vollzieht sich einerseits im Entwickeln neuer Alltagsroutinen und andererseits im zunehmenden miteinander vertraut werden von Eingesessenen und Newcomer:innen. Diese Sicht ist zwar nicht deckungsgleich mit einer grundlegenden Anerkennung migrationsgesellschaftlicher Realitäten im Sinne gleichberechtigter Teilhabe aller Bewohner:innen. Sie entspricht aber der Einsicht in die wachsende Bedeutung von Migrationsphänomenen im Stadtteil, die als unausweichlich angenommen werden und vor denen man sich nicht verschließen kann. In den Formulierungen des „Geduldhabens“, „sich Gewöhnens“ und des „Lernens“ klingt diese Sichtweise immer wieder in unterschiedlichen Facetten an.

Um die wahrgenommen Pluralisierung im Quartier, die in der Regel auch als außergewöhnliche und neue Erfahrung dargestellt wird, als „normalen“ Prozess zu relativieren, nimmt zum Beispiel Herr Thoma, der seit Kindertagen in Paunsdorf lebt, auf frühere Erfahrungen Bezug. Am Beispiel der Auseinandersetzungen mit Gleichaltrigen russischer Herkunft, versucht er zu verdeutlichen, dass Konflikte um Gruppenzugehörigkeiten nichts Neues sind, sondern schon immer ein Teil des Zusammenlebens im Stadtteil waren. Die Ursachen und Treiber für gegenwärtige Aufregtheiten und Ängste werden vor allem in medialen Debatten gesehen und damit auf Einflussgrößen zurückgeführt, die außerhalb lokaler Verantwortlichkeiten liegen:

„Ich denke mal, es wird sich leicht entspannen. Es ist ein Prozess, der dauert noch an, weil die (Menschen mit Fluchtgeschichte) sind doch gar nicht so lange da. Früher hatte man ja schon sehr viele russische Mitbürger hier wohnen, wo es auch keine Probleme in dem Sinne gab. Wir haben uns halt mit den Russischen damals auch geschlagen, weil wir auch noch Jugendliche waren. Das war dann der Revierkampf und wir haben uns danach auch in die Ecke gestellt und Cola getrunken oder Bier oder sowas und dann hat es auch wieder funktioniert. Das müssen alle älteren Leute erst mal lernen, um mit den Leuten klar zu kommen. Da finde ich, dass junge Leute damit eher klarkommen als die Älteren, weil das noch von ganz, ganz früher noch drin ist. Durch den Krieg und alles was sie erfahren haben, da dauert so ein Prozess auch länger. (...) Sprichwörter, was der Bauer nicht kennt, das frisst er nicht. Das kann man fast auf sowas widerspiegeln, weil sie müssen sich langsam daran gewöhnen. Dann wird sehr viel, was mich sehr stört, durch die Medien, ob das Internet oder Printmedien, da wird ja nur darauf rumgehackt (...) Dieses Schlimme und dieses Hochgepusche. Deswegen haben sie auch Berührungsängste, würde ich sagen. Aber ich denke mal, das legt sich.“ (Herr Thoma)

Deutlich wird dabei, dass es eher die unterschiedlichen Haltungen zum Thema Migration sind, die Differenzen, Grenzen und Konflikte produzieren, als die unterschiedlichen Lebenskonzepte und Werte einer diversen, durch Migration geprägten Gemeinschaft. Das „sprechen über“ scheint somit stärker zu wirken als die gelebte Erfahrung selbst. Dies klingt auch in Natalijas Erzählung an:

„Also, wenn man das jetzt auf Deutschland als Gesamtheit bezieht, gibt es in Ostdeutschland tatsächlich wahrscheinlich super wenig Menschen mit Migrationshintergrund oder Geflüchtete. Aber es hat sich schon auf jeden Fall gewandelt. Und zumindest mein persönlicher Bezugskreis, mein Freundeskreis ist super offen, was das alles angeht. Von daher erlebe ich es hauptsächlich hier auf der Arbeit, dass so negativ darüber gesprochen wird. Auf der anderen Seite hat man dann, also gerade bei der älteren Generation, also meine Eltern bzw. auch meine Großeltern reden auch wieder anders über das ganze Thema. Also da gibt es auch in der Familie manchmal enorme Konflikte, die irgendwie da sind, obwohl sie selbst irgendwie enorm krasse Erfahrungen selbst gemacht haben. Weil sie in der Zeit gelebt haben, wo so Sachen

passiert sind ... und trotzdem sind halt manchmal so 'ne Gedanken manchmal mit drin. In der Stadt allgemein, glaub ich, sind wir schon sehr offen im Großen und Ganzen und es gibt aber halt, wie gesagt, so einzelne Gebiete, wo dann andere Tendenzen überwiegen. Aber alles in allem – ist zumindest mein Eindruck – dass es sehr offen ist.“ (Natalja)

Schwierigkeiten im Umgang mit den „Neuen“ bis hin zu Diskriminierungen werden nicht zuletzt – ähnlich wie im Fallbeispiel München Nordhaide – als ein Generationenproblem interpretiert: Während es im Gespräch mit Herrn Thoma die „Älteren“ im Wohngebiet sind, schildert Natalja Erfahrungen innerhalb der eigenen Familie (sogar Hochbetagte mit Kriegserfahrungen werden in beiden Beispielen angeführt). Gleichzeitig wird differenziert und die erlebte Offenheit auf gesamtstädtischer Ebene und positive Erfahrungen im jüngeren Bekanntenkreis als wichtige Gegengewichte betont. Auch am Ende des nachfolgenden Auszugs aus einem Gespräch mit einer Erzieherin an einem Schulhort werden eher die Eltern als die Kinder, als diejenigen betrachtet, die Ängste und Vorbehalte haben. Auch hier entsteht der Eindruck, dass ein „sich Auswachsen“ des als konfliktreich erlebten Zusammentreffens von Neu-Paunsdorfer:innen mit Migrationsgeschichte und eingesessenen Leipziger:innen erwartet oder vielmehr erhofft wird. So beschreibt die Erzieherin, wie nach anfänglichen Konflikten und dem Gefühl der Überforderung Normalisierungsprozesse in ihrer Einrichtung eingesetzt haben – die häufige Betonung, dass „es normal ist“ wirkt dabei fast beschwörend in einer Situation, die man erst „in den Griff bekommen musste“ und die im Alltag noch immer irritieren wirkt:

B: „Der Umgang mit der Thematik, Flucht oder Migration, die hat sich einfach verändert von meiner Warte her. Also, es ist für uns alle jetzt normal, dass jedes Jahr so und so viele DaZ-Kinder gibt oder dass einfach DaZ-Kinder kommen. Für mich ist normal, wenn ich meine – ähm, Anträge für den Hort herausgebe, die wieder zu mir zurückkommen, dass da einfach als Sprache eben nicht Deutsch, sondern ähm Arabisch, weiß der Geier was, steht. Und dann lade ich mir Dolmetscher ein und die Eltern und dann, das ist halt normal. ... Es ist einfach Routine inzwischen. ... Auch die Berührungsängste nehmen ab. Das wird alles normal. Was ich jetzt gerade in letzter Zeit wieder gehört habe, war wenn Kinder sagen: ja, die Ausländer“, aber da gehen wir ganz aktiv vor: ‚wer, bitte? welchen Namen?“

I: „Also, dass man so Pauschalisierungen macht, sondern ...“

B: „Genau, das. Ähm, aber weiß ich nicht, ob das jetzt gerade die Kleineren sind, die ein bisschen stärker werden und das ausprobieren. Das gehört vielleicht auch dazu, dass ähm, das gerade jetzt zum Schuljahresende, dass ich das so gehört habe. Dass ist eben ein Ausprobieren und hat nicht einmal richtig einen negativen Hintergrund dann.“

I: „Hat da auch viel mit Identität zu tun natürlich, diese ganzen Geschichten ja.“

B: „Ja, genau und diese Richtung wird es, denke ich, auch an der Stelle gehen. ‚Wer ist denn ein Ausländer?‘ Genau das habe ich auch gefragt: ‚Wer ist denn ein Ausländer? Bist du vielleicht auch manchmal Ausländer?‘ Solche Fragen stellen wir dann zurück und dann entstehen auch Gespräche. Also, es ist alles, glaube ich, ähm irgendwie inzwischen normal oder normaler als vor einiger Zeit. Und sicher gibt es auch Ängste bei Eltern. Von Kindern erlebe ich es noch nicht so sehr, aber von den Eltern (...) Auf der einen Seite ist es normal und man hat da so eine Routine und Souveränität entwickelt, aber es gibt sicher immer wieder irritierende Momente.“ (Frau Leopold)

Dieses Beispiel kann stellvertretend veranschaulichen, wie die Mitarbeiter:innen in Schulen, Kindertagesstätten, Jugendclubs darüber berichten, sich fortlaufend auf die neuen Anforderungen eingestellt zu haben und vorhandene Angebote auf neue Zielgruppen ausgerichtet bzw. an diese angepasst haben. Oft werden dabei wechselseitige Lern- und Erfahrungsprozesse zentral gestellt. Auch Frau Can betrachtet die wachsende Pluralisierung und zunehmende Bedeutung von Migrationserfahrungen in der Stadt und im Stadtteil als einen selbstverständlichen, quasi natürlichen Prozess. Für diese Einschätzung wird in ihrem Fall auf die Lebenserfahrungen im Westen

Deutschlands zurückgegriffen. Die Entwicklung zu einer „Migrationsgesellschaft“ wird von ihr als Entwicklungskontinuität aufgefasst. Dabei wird vermutet, dass die DDR-Historie hinsichtlich der geringen Internationalität eher einen Sonderfall oder eine Abweichung von einem übergreifenden, globalen Entwicklungsverlauf darstellt.

„Als ich angefangen habe, war das noch so eine Exotensache [die Arbeit im Bereich ‚Integration‘ in Leipzig]. Es, klar, die DDR und, und die Geschichte – also Migration gab es auch im Osten schon immer, aber auf eine andere Art und Weise und begrenzt auf bestimmte Kulturkreise. Und plötzlich kamen halt immer mehr andere Kulturkreise dazu und dadurch auch eine gewisse Vielfalt, die in der Form noch nicht so dagewesen ist. In den westlichen Städten schon längst, aber im Osten eben noch nicht. Und da hat man schon gemerkt, wie schnell das zunimmt. Und wie schnell auch hier nachgezogen werden muss mit Angeboten und mit, mit einem fachlichen Know-how, um dem Ganzen dann auch zu begegnen.“ (Frau Can)

In der Feststellung, dass man „dem Ganzen“ begegnen muss, wird deutlich, dass das Thema „Migration“ ein äußerst sensibles Feld ist, das Strategien und Steuerungen nötig macht, damit die Situation nicht kippt. Gleichzeitig lassen die unterschiedlichen Perspektiven der Akteur:innen erkennen, dass Zuwanderung und Internationalisierung im Paunsdorfer Kontext als eine Art unabänderlicher Veränderungsprozess angenommen wird, der letztendlich in weltweite Zusammenhänge eingebettet ist. Die Art und Weise wie diese Herausforderung vor Ort bewältigt wird – es muss z.B. „nachgezogen werden“ – wird als Gradmesser gesellschaftlicher Anschlussfähigkeit gelesen. Als Bezugsgrößen für den Umgang mit Pluralität und Diversität dienen lokalpolitische Diskurse auf gesamtstädtischer Ebene, aber auch Entwicklungen in westdeutschen Städten, die – trotz unterschiedlicher Rahmenbedingungen – oft als best practice betrachtet werden. Der Paunsdorfer Kontext wird vielfach als ein Umfeld erlebt, das diesbezüglichen noch einen gesellschaftlichen Nachhol- bzw. Modernisierungsprozess durchlaufen muss.



Sich erst einmal Kennenlernen

Menschen in Paunsdorf betonen häufig die Notwendigkeit des „Sich Kennenlernens“, denn dieses macht das Überwinden von Vorurteilen möglich. Häufig fehlen aber gerade dafür Gelegenheiten – Kurse, Projekte, Arbeitsangebote stellen hier wichtige Brücken dar. So berichtet Herr Shadid von seinen Erfahrungen auf einer Fortbildung:

„Die Leute haben am Anfang nicht guten Morgen gesagt und einer hat zu mir gesagt, dass er keine Ausländer mag. Als wir uns besser kennengelernt haben, wurde es besser und als die Weiterbildung fertig war, haben alle geweint und sich umarmt.“

Magische Momente möglich machen

Einrichtungen, wie der Jugend- und Altenhilfeverein e.V., das Kinder- und Familienzentrum und die Jugendclubs im Stadtteil sind wichtige Orte, an denen die Quartiersgesellschaft oft mit viel Engagement von unten gestaltet wird.

Die Einrichtungen verstehen sich dabei nicht nur als Orte der Begegnung, sondern als Orte der aktiven Beteiligung. Hierfür fördern sie ehrenamtliches Engagement und bieten zur besseren Vernetzung von Gruppen und Initiativen die passende Infrastruktur.

Plakat 9 Sich erst einmal kennenlernen

3 Laborräume der Migrationsgesellschaft – Ethnographische Feldstudien

Im folgenden Kapitel werden Einblicke in die empirischen Feldarbeiten in ausgewählten Settings gegeben, in denen Stadtbewohner:innen mit und ohne Migrationserfahrungen an unterschiedlichen Schnittstellen zwischen Mehrheitsgesellschaft und gesellschaftlichen Minderheiten miteinander agieren. Die Beobachtungen in den unterschiedlichen Settings wurden zunächst möglichst detailgenau protokolliert. Um die an diesen Orten sich vollziehenden Aushandlungen darzustellen, die auf bestimmten Praktiken beruhen, wurde das empirische Material – den jeweiligen Kontext sowie die Involviertheit der Forschenden reflektierend – zusammengefasst und strukturiert. Ein Hauptaugenmerk der teilnehmenden Forschung lag auf dem Verständnis und den Effekten von einerseits migrantisierenden bzw. kulturalisierenden und andererseits demigrantisierenden Umgangsweisen, die in lokalspezifische gesellschaftliche Strukturen eingebettet sind und die sich auch in den unterschiedlichen Hintergründen der Nutzer:innen widerspiegeln. Auf Grundlage des gewonnenen empirischen Materials wollen wir im Folgenden einen detaillierten, beschreibenden Blick auf zwei der betrachteten Einrichtungen werfen, die beide zentrale Anlaufstellen auf der Quartiersebene repräsentieren: Den Jugendclub Crazy im Stadtteil Leipzig-Paunsdorf (3.1) und das Bewohnerzentrum in München Nordhaide (3.2).

3.1 Feuerlöschen am Brennpunkt? Alltägliche Aushandlungen von Differenz in einem Jugendclub in Leipzig-Paunsdorf (Elisabeth Kirndörfer)

Ziel des folgenden deskriptiven Feldforschungsberichts ist es, der „lodernden“ Metaphorik rund um den Themenkomplex „Randbezirk – Jugend – Migration“ Einblicke entgegen zu setzen, die die Wissensbestände und spielerischen Aushandlungen einer migrationsgesellschaftlichen Alltagspraxis hervorheben. Im Zentrum stehen daher die alltäglichen Mikro-Ordnungen des Umgangs mit Differenz an einem Ort, der seit dem Zuzug von Familien mit Fluchtgeschichte in den Jahren 2014 und 2015 nicht nur für Jugendliche mit Fluchtbiographie, sondern auch für ihre Eltern zu einer besonderen Ressource geworden ist.

Der Jugendclub in Leipzig Paunsdorf, der im Mittelpunkt unserer Feldforschungen stand, entpuppte sich im Laufe der teilnehmenden Beobachtungen als Laboratorium des Einsatzes von und Spiels mit Grenzen, als ein fragiles Gefüge, in dem das Zusammensein, das Mit- und Ohneinander, der gesellschaftliche Ort des Teilhabens tagtäglich neu ausgehandelt werden. Ganz so wie der Politikwissenschaftler Aladin El-Mafaalani es in seinem Buch „Das Integrationsparadox“ (2018) beschreibt, erscheinen Konflikte hier als Zeichen dafür, dass verschiedenste Individuen und Gruppierungen im Jugendclub einen Raum der Anerkennung gefunden haben und (erweitertes) Mitgestaltungsrecht, sowie Wertschätzung einfordern: *„Wenn mehr am Tisch sitzen, die mitreden und -entscheiden wollen, steigert das das Stresspotential. Und damit steigt auch das Potential für Ressourcen-, Interessens- und Alltagskonflikte.“* (Potsdamer Neuen Nachrichten, 2018). Konflikte werden hier nicht immer als *„etwas Wunderbares“* (ebd.) erlebt – sie sind anstrengend, kosten Kraft, bringen die verschiedenen Beteiligten stellenweise an ihre Grenzen – stehen aber gleichzeitig eben dafür, dass verschiedene Gruppierungen aus der gesellschaftlichen (politischen) Unsichtbarkeit heraustreten und sich einen Raum aneignen, der einerseits als ‚Verlängerungsraum‘ (staatlicher) Institutionen betrachtet werden kann, andererseits jedoch auch als autonomer (Schutz)Raum, der von Offenheit, Zugewandtheit und Intimität geprägt ist.

Der Jugendclub wird zu einem ersten – mehrheitsdeutschen – Raum, der von Jugendlichen mit Fluchtgeschichte (auch widerspenstig) angeeignet wird. Hier können sie – mehr als in der Schule – auch ihre Regeln, ihre Perspektiven ins Spiel bringen, und damit ein gesellschaftliches Regelgefüge, das sie primär als kontrollierend erleben, unterbrechen. Dieses Teil-Werden provoziert im bestehenden sozialen Gefüge ein Ringen um Anerkennung, Zuwendung und Vertrauen. Konflikte können demnach auch als ein Aufbegehren gegen z.B. im Kontext Schule, oder im städtischen All-

tag erlebten Hierarchisierungs- und Herabsetzungsprozesse gelesen werden. Kern der empirischen Sondierung wird es also sein, diese spezifische Perspektive auf *Konflikte in der Migrationsgesellschaft* auf den Jugendclub anzuwenden.

Einführendes zum Setting – der Offene Freizeittreff¹⁰

Der Jugendclub „Crazy“ spielt im speziellen Umfeld des Stadtteils Paunsdorf (Kapitel 2.2) eine wichtige und besondere Rolle. Verschiedenste Nutzungen und Angebote überlagern sich hier: neben den Angeboten des offenen Jugendtreffs wird der Club stellenweise zur (Migrations-)Beratungsstelle, zum Frauencafé, Nachbarschaftszentrum, Sportverein oder zur Kantine. Seit 2014/2015, also mit Einrichtung der DaZ-Klassen an der anliegenden Grundschule, ist „Migration“, bzw. „Integration“ ein neues Arbeitsfeld am OFT Crazy geworden. Kontakt zu jungen Geflüchteten kam zunächst über die Bewegungsangebote der DaZ-Klassen zustande, die die angrenzenden Schulen im Club durchführten, aber auch durch das aktive Zugehen auf die naheliegende Gemeinschaftsunterkunft. Von den knapp über hundert Bewohner:innen dort waren ca. 70 Kinder und Jugendliche. Die Mitarbeiterinnen sind gezielt dorthin gegangen, haben Einladungen ausgesprochen und mit den Sozialarbeiter:innen vor Ort gesprochen. Mittlerweile sind diese jungen Menschen mit Fluchtbiografie „Stammnutzer:innen“ des Clubs, sie kommen fast täglich. Eine Pädagogin schildert den Prozess dieser sich zunehmend im Stadtteil etablierenden und immer selbstverständlicher werdenden Verbindungen:

„Das ist sehr schön zu sehen, dass die [Jugendlichen mit Fluchtbiographie] sozusagen eine Verbindung zu uns hatten, über die Schule, oder die Sozialarbeit, die dann aber wirklich auch ein bisschen eigenständig geworden ist. [...] Dass wir jetzt nicht mehr drauf angewiesen sind, dass jetzt eine Schulveranstaltung stattfindet, sondern dass die halt wirklich auch nach der Schule rüberkommen. Rucksack ablegen, erstmal auf den Bolzplatz und dann Cluballtag zu erleben.“ (Mitarbeiterin/Leitung Jugendclub)

Eine umfassende Expertise wurde hier aufgebaut, ohne dass dafür gesondertes Personal, bzw. Ressourcen zur Verfügung gestellt worden sind. Die zwei festangestellten Pädagoginnen wurden „freiwillig“ zu Beraterinnen und Ansprechpersonen. Das Crazy wird so – neben dem Familienzentrum und dem Jugendclub „Die Brücke“ – in recht kurzer Zeit zu einer der Anlaufstellen für Familien mit Fluchtgeschichte im Viertel. Die zwei Hauptverantwortlichen im Club übernehmen diese neue Verantwortung mit Begeisterung und Freude. Die Arbeit mit den „Kids mit Migrationshintergrund“, so erlebe ich es während meiner Feldforschung durchgängig, macht ihnen Spaß, stellt eine neue Herausforderung dar, birgt auch das Potenzial gesteigerter Wertschätzung ihrer Arbeit. Sie genießen ihr Engagement, erleben ihr Tun als wirksam und wichtig. Sie „sichern“ sich damit auch emotionale und soziale Bestätigung – in einem Berufszweig, der gesellschaftlich wenig Anerkennung bzw. strukturelle Förderung erfährt.

In ihrer gesellschaftspolitischen Verortung, insbesondere in Bezug auf das Diskursfeld „Migration/Integration“, spielt die Arbeit beider Pädagoginnen gegen rechte Raumnahmen eine wesentliche Rolle. Insbesondere gegen rassistische Äußerungen wird entschieden und vehement Stellung bezogen – sei es im urbanen Alltag oder im Jugendclub selbst. „Ich halte nicht meinen Mund“, sagt eine der Pädagoginnen; sie diskutiert, greift ein, echauffiert sich. Die Abgrenzung von „rechts“ stellt ein Kernmotiv ihrer interkulturellen Arbeit dar; weniger leisten die beiden Pädagoginnen eine antirassistische Arbeit im Sinne eines konzeptionellen Ansatzes.

¹⁰ Offener Freizeittreff im Folgenden abgekürzt als OFT

Diese Herangehensweise spiegelt sich im von mir beobachteten Umgang mit Differenz: Dieser ist komplex und teilweise widersprüchlich. Ganz grundsätzlich erlebe ich den Jugendclub als einen Ort, der migrationsbezogener Differenz Raum gibt: Neben dem schon länger im Stadtteil ansässigen Klientel, ist er zu einem Ort für Newcomer:innen geworden. Die Jugendlichen und ihre Eltern, die hier ein- und ausgehen, leben teilweise erst seit wenigen Monaten in Leipzig-Paunsdorf und zudem noch in einer Unterkunft für Geflüchtete. Im Crazy sind sie willkommen. Sich (noch) zu „fremd“ fühlen oder als „fremd“ erlebt zu werden – all dies ist hier Alltag, Normalität – und beidseitig akzeptiert. Kritisch-reflexive „Auflösung“ des Differenzgedankens, oder auch Praktiken des ironischen Brechens von Herkunftsbezügen – im Sinne des postmigrantischen Gedankens – dafür scheint es hier noch zu früh.

Nicht nur Jugendliche mit Fluchtgeschichte erfahren hier Zuwendung, Einsatz, Unterstützung, jedoch bei Bedarf auch Maßregelung. Dank des Einsatzes von Naime – einer jungen Frau mit palästinensischem Hintergrund, die gemeinsam mit ihrer Familie, darunter ihrem in Deutschland geborenen Sohn, einer permanenten Unsicherheit bezüglich ihres Status‘ ausgesetzt ist – entsteht im Club ein regelmäßiges Treffen vornehmlich arabischsprachiger Frauen, die sich außerhalb vom Crazy hauptsächlich im familiären, privaten Raum bewegen. Zwar wurde dieses Frauenfrühstück hauptsächlich eingerichtet, so erzählte mir Naime, damit die Frauen Deutsch sprechen können und es zu interkulturellen Kontakten und dem Abbau von Vorurteilen kommt. In der Praxis sind diese Veranstaltungen jedoch mehr ein fröhliches Unter-sich-Sein von Frauen, die sich untereinander austauschen, gemeinsam lachen und essen. Das Fremd-Sein-Dürfen in einem mehrheitsdeutschen Kontext erscheint als Notwendigkeit in einem Stadtraum, der als latent feindlich und unwillig, sich den neuen Bewohner:innen zu öffnen, erlebt wird. Die muslimischen Frauen haben sich den Club angeeignet. Differenzregime werden (noch) nicht aufgehoben, oder in einem transkulturellen Miteinander aufgelöst. Im Jugendclub erfahren Frauen und Kinder mit muslimisch-arabischen Bezügen soziale Wertschätzung und erlangen damit auch eine erste Sichtbarkeit. Von diesem Standort aus finden sie neue Wege in den Stadtteil und die Stadtgesellschaft.

Die Pädagoginnen sind sich der besonderen Bedeutung ihrer Arbeit bewusst: Sie begegnen den „neuen Paunsdorfer:innen“ mit Freundschaft, Anerkennung und Zuwendung, nehmen ihr Muslimisch-Sein an und entwickeln Expertise im Umgang damit. Ihre Differenzsensibilität ist ihre Ressource (geworden), Teil ihres Selbstverständnisses und eine Art Alleinstellungsmerkmal, das ihnen wiederum Zuneigung, Vertrauen und Bestätigung von Seiten der migrantisch markierten Frauen sichert.

Die Begegnung mit dem „Fremden“ kann in bestimmten, kleinen Alltagshandlungen jedoch auch eine Zivilisationsdimension annehmen, z.B., wenn eine der Pädagoginnen den Frauen vermitteln möchte, dass viel Zucker gesundheitsschädigend sei und eine andere externe Mitwirkende im Club immer extra Obst mitbringt – „etwas Frisches, etwas Gesundes“ – das als Alternative zum als fettig und ungesund bezeichneten arabischen Essen gereicht wird. Hier wird der ‚deutschen Lebensart‘ durchaus ein höherer Status zugewiesen und eine gewisse Gesundheitserziehung vorgenommen. Auch werden die Jugendlichen mit Fluchtgeschichte als „temperamentvoller“ gelabelt; sie hätten „Bambule“ in den Raum getragen. Ihr Verhalten wird damit kulturalisiert – gleichzeitig als Herausforderung angenommen.

Parallel dazu wirkt das Crazy als Ausgleichsstätte für Kinder mit sozialen Problemlagen: Die Anzahl an Kindern, die aus armen Familien kommen, die auf Transferleistungen angewiesen sind, ist hoch. Viele der Kinder und Jugendlichen erzählen von hochkomplizierten familiären Gefügen – Trennungen, Gewalt, die Präsenz des Allgemeinen Sozialen Dienstes (ASD), Familienhilfe, Förderbedarf. Im Crazy gibt es nicht nur die Möglichkeit, zu spielen, das offene Ohr der Pädagoginnen und die Freund:innen, sondern auch, ganz wichtig, eine warme Mahlzeit am Tag. Viele Kinder nutzen dieses Angebot, so spärlich es auch ausfallen mag.

Die Hauptfunktionen, die das Crazy erfüllt, lassen sich also auf folgende Punkte bündeln: Soziale Problemlagen ausgleichen, Differenz ermöglichen. Dies alles geschieht in einem Gefüge von Regeln und Grenzen. „Das fragile, soziale Gerüst hält“, schreibe ich, „auch aufgrund der Verhaltens-

regeln, die beharrlich durchgesetzt werden. Alle kommen, können den Raum nutzen. Die Raumnutzungen bleiben dabei parallel, aber sie sprengen/verdrängen einander nicht.“ Kontrolle, Erziehung und Korrektur verbinden sich mit Schutz, Solidarität, Wertschätzung und Anerkennung.

Die Jugendlichen lieben ihren Club. Fünfzig junge Menschen kommen regelmäßig, insgesamt sind es etwa achtzig, die den Club nutzen. Das Crazy bildet eine Art eigenes Zentrum, hier am Rande der Stadt. Manche reisen aus anderen Stadtteilen an, selbst wenn es dort auch Jugendclubs gibt. Besonders beliebt ist der Club auch bei Jugendlichen, die im Leipziger Osten leben und von ihren Eltern nicht in die Eisenbahnstraße, und damit zum OFT Rabet, gehen dürfen. Dieses Verbot wird nicht angefochten oder hinterfragt – die Eisenbahnstraße gilt bei den meisten als Unort, der gemieden wird. Nur wenige „gehen Rabet“, wie es jugendsprachlich ausgedrückt wird. Wenn „Doppelnutzer“ in den Club kommen, also Jugendliche, die eigentlich im Rabet sind, gibt es „Stress“, so die Nutzer:innen des Crazy: Der Stadtraum im Leipziger Osten gilt als Synonym für Unordnung, Gefahr und Gewalt. Paunsdorf dagegen wird positiv assoziiert: Keine:r der Jugendlichen äußert sich kritisch über den Stadtteil.

Zusammengefasst zeichnet sich der Jugendclub durch die Überlagerung und Durchkreuzung dieser verschiedenen Differenzordnungen, die seinen Alltag prägen, aus. Sehr verknüpft verlaufen diese entlang der Zuschreibungen „Deutsch – Nicht-Deutsch“, „Jung – Alt“, „Kindlich – Jugendlich“, „Muslimisch – Nicht-Muslimisch“, „Junge – Mädchen“, „Newcomer:in – Paunsdorfer:in“, „Pädagog:in – Nutzer:in“, „Leipziger:in mit Pass – ohne Pass“, „Geflüchtete mit Bleibeperspektive/Asylstatus – ohne Perspektive“, „bedürftig/arm – nicht bedürftig“ (Abb. 7). Es sind seine multiplen Aneignungen und Nutzungen sowie die Konflikte und Reibungen, die durch dieses Begegnen entstehen, die diesen Raum so einzigartig machen.

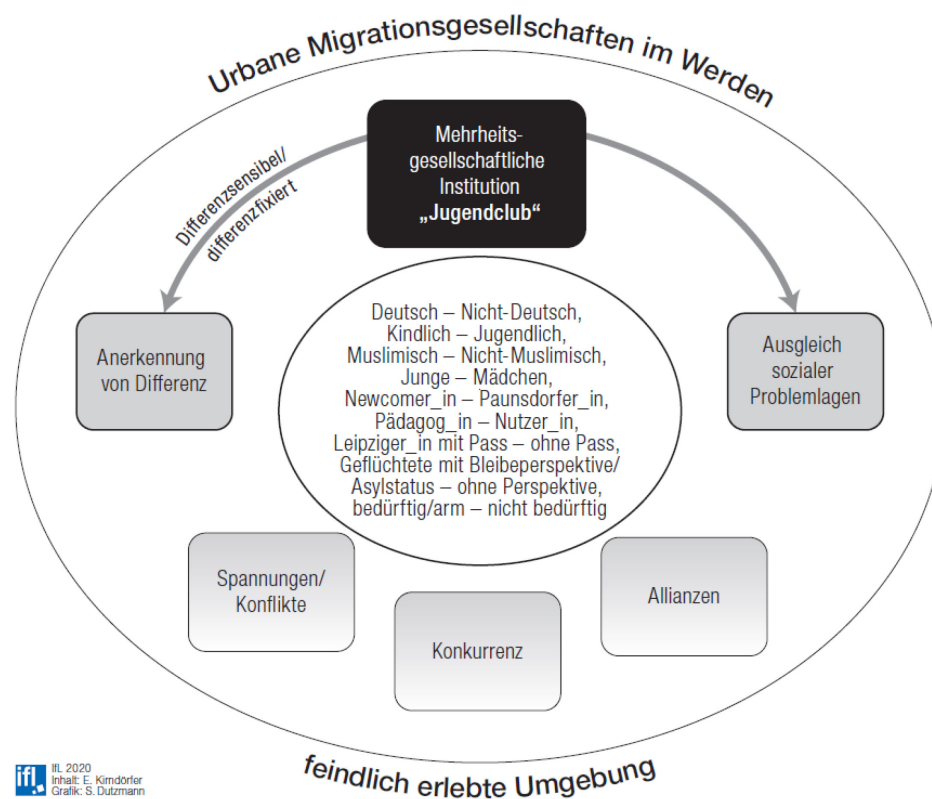


Abbildung 5 Der Jugendclub – ein Laborraum der Migrationsgesellschaft

3.1.1 Detailblick a: Differenzierungslinien, oder: Ein Nachmittag im Crazy

Um einen Einblick in die Vielfalt an Differenzregimen, die den Alltag im Crazy prägen, den Umgang damit und die Mikropraktiken des Sich-Abgrenzens und Sich-Identifizierens zu geben, wird im Folgenden das Protokoll eines Tages im Crazy (gekürzt) wiedergegeben. An diesem Tag wurde Naime's Geburtstag gefeiert; außerdem war, zusätzlich zu den alltäglichen Nutzer:innen des Clubs, eine Hortgruppe anwesend und nachmittags gab es, aufgrund der Winterferien, Ferienpass-Angebote. Die folgenden Auszüge aus meinen Feldforschungsprotokollen, formuliert als kleine Vignetten, können trotz dieser Ballung an Aktivitäten als stellvertretend für die multiple Nutzung des Clubs und die Begegnungs- und Reibungsräume, die dadurch entstehen, betrachtet werden.

Ankommen: „Crazy“ im Crazy

Ich bin überrascht, dass so viel los ist, als ich komme: Die Hortkinder-Gruppe aus der anliegenden Schule ist da – dies ist Teil des Ferienangebots. Um mich in die „normalen Abläufe“ einzubringen, räume ich zunächst den Geschirrspüler aus. Dann spiele ich mit H. Tischtennis. Sie fragt mich, woher ich komme, was ich mache – ob sie mit meiner Antwort etwas anfangen kann? Sie selbst kommt aus Syrien und ist vor einem Jahr nach Deutschland gekommen. [...] Nach ein paar mehr oder weniger erfolglosen Runden kommt ein kleiner Junge auf mich zu und fragt mich, ob ich mit ihm rausgehe. Aufgrund seines Akzents frage ich mich, ob in seiner Familie Russisch gesprochen wird. Mein Vorschlag, Fußball zu spielen, wird angenommen, aber der Platz ist belegt. Draußen erwartet uns dann ein recht köstliches Schauspiel: Hinter dem Club, auf dem stillgelegten Skateplatz, erwartet uns ein Häuflein aufgeregter Jugendlicher, die eine Frau mit einer Maske und einem Tuch um den Kopf, zwei Messern an der Seite und einer Flöte im Mund gesehen haben wollen. Alle rennen durcheinander. „Was machen wir, wenn wir sie treffen?“ fragt mich der Junge. „Dann reden wir mit ihr“, sage ich. „Und die Messer?“ [...] Dem gender-bezogenen Gruselspaß wird dann ein jähes Ende bereitet: Die Hortbetreuerin ruft die Gruppe wütend zurück – das Crazy-Gelände zu verlassen sei verboten.

Feiern und Differenz als Spektakel

Zurück im Club ist es mittlerweile 12-12:30 und die Vorbereitungen für Naime's Geburtstag laufen an. Wir falten Servietten, es kommen immer mehr Frauen; am Ende sind es insgesamt 12! Bevor es „ernst“ wird spiele ich noch Tischtennis mit zwei Mädchen, die für das Ferienpass-Angebot (Perlen-schmuck) gekommen sind. Sie kommen aus Gohlis, erzählen sie, und ich habe die Gelegenheit, mein Stereotyp behüteter, bildungsbürgerlicher Familienwelten zu überprüfen. Besonders L. meine ich, dies anzumerken. Heute trage sie nur einen "Schlumperpulli" sagt sie, der sieht aber ziemlich schick aus, denke ich. [...] Während die Mädchen dann basteln, steigt im Empfangsraum die Party: Die Tafel ist am Ende voll besetzt. A. hat eine beeindruckende Torte gebacken – ein mehrschichtiges, viereckiges Werk mit Sahnedekoration und Früchten. Partyhütchen werden verteilt und ein Ghetto-blasters aufgestellt, arabische Musik bei Youtube gesucht. [...] A. dreht die Musik auf und nacheinander beginnen die anwesenden Frauen zu tanzen, im Halbkreis, Hand in Hand, aber auch mit Bauchtanz-Einlagen, zu denen die anderen Frauen klatschen und "trillern". Die Stimmung ist, obwohl Naime noch gar nicht da ist, ausgelassen. Als Naime ankommt, wird die Musik aufgedreht; alle jubeln und klatschen. Dann wird wieder getanzt und wir umarmen Naime, tanzend in der Mitte, zum Geburtstag. [...]

An dem kleinen Runden Tisch zwischen Tafel und Tresen sitzen derweil Jason, ein 10jähriger Junge, der direkt um die Ecke wohnt, eine Freundin von ihm und Jason's Schwester Yara. Jason schaut sehr genervt. Ich frage ihn was los ist, warum er so schaut. Er starrt die arabischen Frauen regelrecht an. Das mit uns sitzende Mädchen sagt: "Ich wünschte, ich könnte verstehen, was die ausländischen Frauen sagen." Ich sage ihr, dass die Frauen auch schon ein bisschen Deutsch können, manche sogar schon sehr gut, dass sie sie also auch ansprechen könne. Das Mädchen erzählt, nach einer kurzen Abwesenheit, aufgereggt-kichernd, dass "die Frau" ihr gesagt habe, sie soll sich "ihren Freund" holen und mitfeiern. Sie wirkt fast nervös – als stünde dies außer Frage – aber auch erfreut. Für sie scheint diese kleine sprachliche Überwindung, eine große Sache zu sein. Sie bleibt bei uns sitzen, auch wenn ich sie bestärke die Einladung anzunehmen. Ich frage die Kinder dann, ob sie in ihrer Klasse Kinder hätten, die Arabisch sprechen. Yara verneint, "bei mir sind nur Deutsche auf der Schule." Jason ereifert sich: Die "Arabischen" in seiner Klasse würden immer stören und ihn ärgern, er "hasse" sie.

Anerkennung erleben



Pasclal Clebus, 11 Jahre

Die Menschen in den Einrichtungen gestalten mit viel Herzblut und Engagement das soziale Leben im Stadtteil mit. Sie übernehmen oft Aufgaben, die zum Teil weit über ihre eigentlichen Tätigkeiten

hinausgehen. So schaffen sie wichtige Anlaufstellen, improvisieren und vermitteln. Für viele sind diese Orte Familienersatz und erweitertes Wohnzimmer. Hier kann man vorbeikommen, Fragen stellen, Hilfe finden, Neues erfahren und angenommen sein. Offene Freizeittreffs wie das CRAZY sind besonders für Jugendliche aus unterschiedlichen Milieus **wichtige Orte der Anerkennung**. Hier können sie – oft anders als zuhause oder in der Schule – neue Rollen ausprobieren, einfach so sein, wie sie sind, oder auch versuchen, genau das herauszufinden.

Der Jugendclub kann als eine Art Schutzraum dazu herausfordern, ganz unterschiedliche Identitäten auszutesten – Platzhirsch oder Neuankömmling? Fußballspielerin? Tischtennis-Ass? Was ist männlich – Was ist weiblich? Welche Bedeutung hat das alles für mich?

**Respekt ist hier
das große Wort.**

Durch die unterschiedlichen Arten, auf die der Club genutzt wird, entstehen verschiedene Formen der Begegnung und des Kennenlernens. Auch Konflikte und Reibungen gehören dazu. Hier wird nicht zuletzt um knappe Ressourcen gekämpft: Oft geht es weniger um Materielles – **wichtig sind vor allem Zuwendung und Vertrauen.**

Die drei sitzen wie aufgereiht und schauen sich das Geburtstagsfest wie ein „Spektakel“ an. Das Mädchen am Tisch stellt fest: "Sie tragen alle ein Kopftuch." Sie fragen mich dann, warum dies so sei. Ich antworte, dass es dafür ganz verschiedene Gründe geben kann, aber sicherlich hauptsächlich damit zu tun hat, dass sie religiös sind. "So wie manche, die ein Kreuz um den Hals tragen." Die Wahrnehmung am Tisch schwankt zwischen Neugier, Unbedarftheit und Ablehnung. Die eine Erzieherin „zwingt“ dann einen der gerade eingetretenen arabischsprachigen Jungen, auch ein paar Tanzschritte zu machen. Er wehrt sich erst, macht dann aber doch recht fröhlich mit, ebenso wie sein noch sehr junger Bruder, der sofort im Seitwärtsschritt seine Arme spreizt. [...] Gegen 14 Uhr endet die Party.

Raumbezogene Abgrenzungen

Ich helfe Anika und Verena beim Einräumen der vorgespülten Teller und frage auch sie, ob sie in Paunsdorf wohnen – nein, in Schönefeld, korrigieren sie mich. "Dann fährt ihr extra hier raus?" frage ich, und warum sie nicht in den OFT Rabet gehen, der sei doch näher. "Wir dürfen nicht an die Eisenbahnstraße", sagen sie, "da wird rumgeschossen und so." Ihre Eltern haben es ihnen verboten. Ich bin verblüfft und frage ungläubig, ob sie das auch so sehen, ob sie das okay finden oder es sie ärgert? Sie finden es völlig okay, halten die Eisenbahnstraße auch für gefährlich und würden keinen Fuß dahin setzen, sagen sie. "Ich wohne da", sage ich, aber zu mehr Austausch kommt es nicht, denn eine Freundin der zwei kommt rein, die aufgrund ihres neuen Lippenstiftes die Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Provozieren

Ich gehe ein paar Schritte vor die Tür. [...] Einer der Jungen-Gruppe geht an mir vorbei, kommt mir dabei recht nah und sagt "Auf Wiedersehen!" Ich sage "Tschüss", dann ruft mir einer von ihnen eine sexistische Beleidigung zu. In dem Moment ruft Ammer, einer der Stammnutzer des Crazy, dem Jungen zu: "Du hast keinen Respekt!" Im selben Moment prescht die Erzieherin an mir vorbei – sie hat von der Provokation nichts mitbekommen, aber anscheinend hat es schon drinnen Ärger gegeben. Das Hauptthema: das "Knuspern" (Sonnenblumenkerne lutschen, Schale ausspucken). Sie ekelt sich furchtbar davor, es gibt "Knusper"-Verbot im und vor dem Club. Alle knuspern. Einer raucht. Sie schimpft die Jungs an, die Jungs grinsen nur, knuspern weiter, sie scheucht sie dann wie einen Haufen Hühner vom Gelände, wird nachgeäfft, "ich will euch diese Woche hier nicht mehr sehen!" ruft sie. Einer der Jungen, erzählt sie mir später, komme "von der Eisenbahnstraße"; In den Ferien mischten sich die verschiedenen Jugendgruppen.

„Das Spiel des Lebens“ – Gesellschaftsbilder versus gesellschaftliche Wirklichkeiten

Ich hatte Yara am Vormittag gefragt, ob sie in den Ferien jeden Tag im Crazy sei. Eigentlich nicht, sagt sie, denn die Schule bietet auch Ferienprogramm – Ausflüge, Besuche. Aber heute hätte sie da nicht teilnehmen können, „wegen der Terrine“: Wer an diesen Ausflügen teilnimmt muss von den Eltern Essensgeld für die "Mittagsterrine" mitgegeben bekommen – ihre Mutter hat das Geld dafür nicht. Yara baut akribisch ein Spiel auf, das „Spiel des Lebens“. Mit einem Drehrad ermitteln wir dann die Schritte, die wir vorrücken dürfen, auf Felder, die dann "Lebensstationen" sind. Wir haben kleine Autos, in denen jeweils ein kleiner blauer Stick steckt. Der steht für: "Mann". Später werden dann rosa Sticks dazugesetzt, z.B., wenn wir heiraten. Spannend, dass die Ausgangssituation, obwohl wir alle drei weiblich sind, männlich ist. [...] Es gibt das eine wichtige Ziel: die Hochzeit. So wandelt Yara regelrecht die Spielregeln ab und geht mit ihrem Auto immer auf und ab, bis sie dann auf dem Hochzeitsfeld landet. Dabei ist sie durchaus ambivalent, was das Heiraten angeht: Ich frage sie zwischendurch – nein, heiraten möchte sie später nicht. [...] Ich bin erstaunt über dieses reaktionäre Spiel: Nicht nur die frühe Lebensstation "Heiraten" und die gender-Dimension, sondern auch die klassistische: Anwalt, Arzt, Lehrer – dies sind die großen Berufe, bei denen die Kasse klingelt, andere Wege werden nicht aufgezeigt. Auch wird ordentlich Geld gescheffelt, an der Börse spekuliert und wir können in "Status-Symbole" investieren: Julia und ich bekommen beide einen "Privatjet". Ich setze mich noch kurz an den Tisch, wo die beiden Erzieherinnen mittlerweile ein verspätetes Mittagessen einnehmen. Etwa 4-5 Mädchen sitzen dabei, es ist – ungewohnt! – mal eine recht ruhige Szene. Sie sitzen

alle mit ihren Smartphones, machen Fotos voneinander, ärgern sich. Ich schnappe auf, dass die Mädchen erzählen, in der Klasse ein paar Wörter Arabisch zu lernen. [...] Hier wirkt es für einen kurzen Moment sehr friedlich.

3.1.2 Detailblick b: Das „Knuspern“ oder: Was hat die Praxis des Provozierens im Jugendclub mit der Migrationsgesellschaft zu tun?¹¹

An einem meiner ersten Besuche im Jugendclub komme ich etwa eine halbe Stunde zu früh und treffe bereits eine kleine Gruppe Jugendlicher, die Arabisch miteinander sprechen, vor dem verschlossenen Tor an. Sie nähern sich mir mit Neugier, provozieren mich ein wenig, spielen mit meinem Status als „Neue“ im Club. Einer aus der Gruppe erklärt mir, was so vor sich geht, was sie hier so machen. Zum Beispiel essen sie Sonnenblumenkerne und spucken die Spelzen auf die Straße: „Das dürfen wir nicht, da bekommen wir Ärger, aber wir machen das trotzdem“.

Provozieren ist in Kontexten der Jugendarbeit nichts Besonderes – sie gehört zum Alltag dazu, ist alterstypisch, eine jugendliche Praxis des Herausforderns und Hinterfragens von Autoritäten und gleichzeitig des Sicherns von Zuwendung und Aufmerksamkeit. Das empirische Material, das im Jugendclub Paunsdorf erhoben worden ist, zeigt jedoch, dass Provokationen – aufgeschlüsselt in einer Art „Mikrologik“ – durchaus etwas mit migrationsgesellschaftlichen Dynamiken zu tun haben: Provokation erscheint als Grenzspiel, das von verschiedenen Gruppierungen und Individuen ganz unterschiedlich eingesetzt wird, um in diesem sehr speziellen gesellschaftlichen Raum den eigenen Platz zu markieren und zu verteidigen, und dabei die eigene Stellung zu sichern. Im Club werden Diskursordnungen von Mehrheit und Minderheit, In- und Exklusion und die gewaltvolle Frage des „Wer ist gesellschaftlich wie viel wert?“ ausagiert. Die mitunter konfliktreichen Interaktionen zwischen den Jugendlichen zeugen von ihrem Ringen um ihre (gesellschaftliche) Positionierung – ihre soziale Marginalität, wenn diese sich mit rassistischem Ausschluss überkreuzt, setzt sie dabei besonders viel Gewaltpotenzial frei. Die Frage „Wem gehört der Club?“ wird hier analog verhandelt zu der Frage „Wer ist wo in der (Stadt)Gesellschaft positioniert?“

Im Verlauf meines Aufenthalts im Crazy ist das „Knuspern“, wie eine der Pädagoginnen es bezeichnet, immer wieder ein Aufreger: Die durchaus migrantisch markierte Praxis wird, so interpretiere ich meine Beobachtungen, bewusst von den Jugendlichen eingesetzt, um zu provozieren, um dadurch auch Aufmerksamkeit zu bekommen, sich zu behaupten – und dies, ohne die Gunst und Zugewandtheit der Pädagoginnen zu verlieren. Besonders die eine der beiden Erzieherinnen hasst das „Knuspern“ – „es ist so widerlich, die Spucke landet überall!“ Sobald sie jemanden dabei erwischt, wird die Person zu Strafarbeiten (meist: Fegen) verdonnert. Die Jugendlichen geben dann regelrechte Schauspiel-Einlagen zum Besten – zwischen Verweigerung, Komödie und Gehorchen – oder werden gar für einen Tag aus dem Club geworfen (dies passiert einmal, als einer der Jungen die Verweigerung/komödiantische Verzerrung auf die Spitze treibt).

Das Material zeigt also auch, dass sich die Jugendlichen die Solidarität der Pädagoginnen nicht verspielen wollen: Provokation entpuppt sich als Grenzspiel, ganz im Sinne der Frage: Wie kann ich protestieren, widerständig sein (und damit überhaupt: *wer* sein), ohne das Wohlwollen der Pädagoginnen zu verlieren? Es ist ein feines Spiel, in dem es um Vertrauen, Zuwendung und Aufmerksamkeit geht. Performationen von „gender“, popkulturell aufgeladene Inszenierungen als „Ghettokind“, wie auch bewusst gesetzte rassistische Positionierungen gehören ebenso zu diesem Spiel, wie die Verlagerung bzw. Übertragung von Ausgrenzung auf eine nächstliegende Gruppierung.

Die Praxis des „Knusperns“ erscheint mir aus mehreren Gründen bei den Jugendlichen mit Fluchtgeschichte so beliebt: Erstens, sie ist migrantisch markiert – ein Merkmal der „Ausländer“-Jungs mit ihrem Ruf, „Stress“ zu machen. Über diese Praxis erlangen sie Sichtbarkeit, gleichzeitig stellt sie eine wirkungsvolle Praxis der Raumnahme dar. Zweitens: Sie bedeutet ein kalkulierbares Risiko – die Erzieherin rastet aus, sie verteilt Strafen, Strafen werden abgeleistet (Fegen und/oder

¹¹ Zur detaillierten Analyse dieser empirischen Studie siehe Pilz und Kirndörfer (2021).

Hausverbot), dann ist die Ordnung wiederhergestellt. Ein bekannter, allen vertrauter Ablauf. Drittens: Die Praxis liegt zwischen kindlichem Streich und erwachsener Provokation – es entsteht kein drastischer Schaden. Die Praxis spricht eher das subjektive Empfinden der Erzieherin an, als dass sie ein gesellschaftlich anerkanntes Missverhalten darstellt. Die Provokation ist auf das Crazy-ty-pische soziale Gefüge, im Besonderen auf eine der beiden Pädagoginnen – eine Person, die die Jugendlichen sehr lieben – zugeschnitten und dadurch eine kalkulierte, auf gegenseitiger Kenntnis beruhende Praxis. Im wiederholten Beobachten dieser Situationen erkenne ich darin fast so et-was, wie eine Praxis der Vertrauens-Versicherung. Hier zeigt sich der Umgang von Jugendlichen, die drastische Marginalisierungserfahrungen machen, mit Autorität, die sie unterlaufen, und Soli-darität, derer sie sich versichern. Das „Knuspern“ erscheint als sicheres Spiel – die Regel, die die Jugendlichen hier brechen, führt nicht zu (Ab)Brüchen. Sie, die sich selbst in einer liminalen Posi-tion befinden, suchen sich ein Spiel mit Grenzen, testen dabei aber durchaus auch aus, inwieweit sie ihre Spiel- und damit Machträume erweitern können.

Zusammenschau der Feldbeobachtungen im Jugendclub

Der Jugendclub ist ein **Multifunktions-, Multiangebots- und Multibedeutungs-Ort**, wodurch jeden Tag so etwas wie „Sub-Räume“ entstehen, die einander berühren, teilweise überlappen, ohne jedoch – bis zum Zeitpunkt der Beobachtungen¹² – direkt ineinander zu greifen.

Jugendclubs, Schulen, Horte sind mittlerweile ganz selbstverständliche **Orte der Begegnung/Konfrontation von Kindern (und damit Familien) mit und ohne Fluchtgeschichte** ge-worden. Hier hängt es nicht vom guten Willen und der Initiative Einzelner ab – Klassen werden gemischt. Die Berührung zwischen weiter zurückliegenden Einwanderungsgeschichten mit zeit-lich jüngeren ist Alltag, sie zeigt sich z.B. in der Begegnung des Jungen mit russlanddeutschem Hintergrund, Alev, und der jungen Syrerin Hana.

Interkulturelles Lernen steht innerhalb des Jugendclubs nicht explizit auf der Agenda – eher „pas-siert“ die **Begegnung/Berührung** ganz beiläufig. Durch die Anwesenheit der arabischsprachigen Frauen werden die Kinder ohne Migrationsbezüge mit Religiosität konfrontiert, mit der Praxis des Kopftuchtragens, der arabischen Sprache. Ich nehme Neugier, auch Bewunderung wahr, aber ebenso stark auch ablehnende Haltungen.

„Veränderungen“ und kulturalistische Verfremdung sind ebenso Alltagspraxis: Der Differenz-gedanke wird nicht im Sinne postmigrantischer „Hybridität“ oder machtkritischen Antirassismus‘ mit Vorsicht behandelt. Die weiter oben beschriebenen Reaktionen auf die Tanzeinlage der arabi-schen Frauen zeigen, wie wenig Erfahrungen und Berührung zwischen Menschen, die unter-schiedliche kulturelle Bezüge pflegen, in diesem Kontext bisher bestanden. Dementsprechend un-beholfen ist der Kontakt und hoch die Barriere, in Kontakt zu treten. Gepaart mit antimuslimi-schem Rassismus, der aus dem Elternhaus übernommen wird, ergibt dies eine spannungsvolle Gemengelage. Die arabischsprachigen Jugendlichen dagegen, die später zum Fest dazu kommen, stellen amüsiert fest: „Sie hat getanzt!“ In ihrer Stimme schwingt Freude, fast eine Art Stolz und Geschmeichelt-Sein mit – eine ihnen vertraute kollektive Praxis wird hier von „den Deutschen“ geteilt. Ihre leichte Scham – als sie z.B. auch aufgefordert und auf die Tanzfläche gezogen werden – kippt in Stolz und Verbundenheit. Das gemeinsame Feiern, die **Differenzpositivität**, die durch die beiden Erzieherinnen im Club herrscht, wirkt im Sinne von Anerkennung und Wertschätzung.

Freundschaft und Zuneigung, vor allem zwischen den Pädagoginnen und den arabischsprachi-gen Frauen, spielen eine zentrale Rolle. Hier entstehen durchaus Bindungen, die über das „Helfen“ hinausgehen. Sie nähren sich aus Gesprächen über die Familien, das Zuhause, das Leben in Leipzig,

¹² Im Zuge eines Interviews, das ca. zwei Jahre später, Anfang 2020, im Rahmen eines anderen Projekts durchgeführt wurde, erzählte eine der Pädagoginnen, dass die Jugendlichen zueinander gefunden hätten, es diese stark abgegrenz-ten Gruppierungen und Differenzierungspraktiken so nicht mehr gebe. Sie sagt: „Meine Wahrnehmung ist, [...] mittler-weile wird gemeinsam gespielt, werden Angebote gemeinsam wahrgenommen, das ist sehr schön.“ (IJ, 27.2.2020)

aus Umarmungen, Zuhören, gemeinsamem Lachen, Tanzen, Essen aber auch Unterstützungspraktiken. Die hier entstandenen Beziehungen sind dennoch nicht hierarchiefrei. Pauschale Annahmen über „sie“ (als kulturell Andere) werden nicht immer dekonstruiert. Freundschaften entstehen in einem Spannungsfeld aus Hierarchie (durch gesellschaftlichen Status), „Veränderung“ und Zuneigung/Liebe.

Klasse und soziale Herkunft. Im OFT Crazy kommt „ein ganz anderes Klientel“ als in anderen Jugendclubs – dies erzählen die Pädagoginnen mir gleich zu Beginn meiner Anwesenheit. Manche Nutzer:innen können Ferienangebote aufgrund der Teilnahmegebühr nicht nutzen, oder sind im Club, da die Eltern sich keinen Urlaub leisten können. Der Alltagsbetrieb muss dann Unterhaltungs- und Erlebniswünsche substituieren; er fungiert als Ausgleichsraum.

Abgrenzungen – „Migrantenviertel“ als städtische Unorte Die Jugendlichen im OFT grenzen sich offensiv von anderen Orten in der Stadt ab. Prominent ist hier das Viertel um die Eisenbahnstrasse – ein stigmatisierter „Ankunftsraum“ in Leipzig. Ich habe mit keiner/keinem Jugendlichen in Paunsdorf gesprochen, für den/die „die Eisenbahnstraße“ nicht einen mit Unbehagen und Abwehr verknüpften Ort darstellt. Manche Jugendliche erzählen mir, dass sie dort schlechte Erfahrungen gemacht haben; anderen wird das Betreten dieses städtischen Areals verboten; wieder andere meiden den Ort freiwillig. Kern des Bildes, das hier herrscht: „Dort wird rumgeschossen und so“ – Drogen, Gewalt, Kriminalität. Wer „Rabet¹³ geht“ wird kritisch beäugt. Dort sind „nur Ausländer“, sagt V., und korrigiert sich dann lachend: „Naja, hier eigentlich auch.“ Die Großwohnsiedlung Grünau – ein Stadtteil, der Paunsdorf strukturell sehr ähnlich ist – wird ebenso eher negativ assoziiert. Dies sind die Differenzfolien vor denen Paunsdorf als Ort skizziert ist, wo „die Welt in Ordnung“ ist. Diese imaginäre Geographie der Stadt, die sich über die Aussagen der Jugendlichen mitteilt, stellt eindrücklich dar, wie wirkmächtig diskursive Konstruktionen sind, die primär auf rassistischen Argumentationen beruhen. Junge Menschen mit Fluchtbiografie grenzen sich über ihre Paunsdorf-bezogene Identifikation von einem Ort, der über das Thema ‚Migration‘ verändert wird, ab. Sie stellen hier nicht primär eine Differenz zwischen ihnen und einem Ort her, sondern zwischen ihnen und einer rassistischen Ordnung, die sich auf sie bezieht. Sie spüren, dass Sie „gemeint“ sind, mit dem Eisenbahnstraßen-bezogenen Diskursgefüge, und nutzen eine Möglichkeit, sich aus der Ziellinie zu nehmen. Die Übernahme verändernder Argumentationen ist ein Mittel, der Hierarchisierung, bzw. Herabwürdigung zu begegnen. Andere bedienen sich der Aneignung des Stigmas, positionieren sich stolz als „Ausländer, die Stress machen“. Beides sind Selbstbehauptungsstrategien, mit denen sich Jugendliche gegen Marginalisierung wehren.

Gewalt, Provokation, „Stress“ sind im Club durchaus an der Tagesordnung. Besonders Ordnung und Umgang werden täglich ausgestritten; Zugänge und Zuwendungen bleiben umkämpft. Die weiter oben zitierte Situation, in der tatsächlich etwas ‚aus den Fugen‘ gerät, stellt aber eher eine Ausnahme dar. Normalerweise finden diese Provokationen in einer Art „geregeltem Rahmen“ statt, sie erscheinen als eine Art Spiel um das Erlangen von Aufmerksamkeit und Zuwendung, „kippen“ jedoch auch in teilweise gewaltvollere Situationen, die dann mit Maßregelungen beantwortet werden.

¹³ Ein Jugendclub im Leipziger Osten, im Gebiet um die stigmatisierte Eisenbahnstrasse.

3.2 Migrationsgesellschaft von unten gestalten – Begegnungen im Bewohnerzentrum Nordhaide (Madlen Pilz)

Als ich meine Forschung 2017 in München begann, kannte ich die Stadt kaum und begann meine Auseinandersetzung zu Fragen der Migrationsgesellschaft in der Stadt an Orten, die in der lokalen und überregionalen Berichterstattung eine große Sichtbarkeit erlangt hatten. Das war einerseits das Bahnhofsviertel, das in der *Süddeutschen Zeitung* auch immer wieder als „Klein-Istanbul“ beschrieben wurde (04.11.2012). Seit 2008 war das Viertel auch Ort eines nachbarschaftlichen und stadtpolitischen Konflikts mit den sog. bulgarischen Tagelöhner:innen an einer der Straßenkreuzungen im Viertel (Protokoll S.T. 23.05.2017). Zur Unterstützung der Arbeitsmigrant:innen aus Bulgarien betrieb hier die AWO seit 2012 im kommunalen Auftrag das Infozentrum für Migration und Arbeit. Bei meinen Besuchen im Zentrum lernte ich R.¹⁴ kennen; mehrere Stunden in der Woche unterstützte er Hilfesuchende beim korrekten Ausfüllen der Anträge für das Jobcenter, beim Zusammenstellen der Bewerbungsunterlagen und auch bei der Vorbereitung auf Bewerbungsgespräche.

Im Gespräch mit R. über das Forschungsprojekt und dessen Ziele, migrationsgesellschaftlichen Fragen „an den Rändern der Gesellschaft“ nachzugehen – was für uns hieß, in Stadtviertel hineinzugehen, die weniger im Fokus der allgemeinen Aufmerksamkeit standen und an denen sich die geographische Lage mit spezifischen sozialen Lebensumständen verschränkte – empfahl er mir seinen Hauptarbeitsplatz: ein Bewohnerzentrum im Norden der Stadt, im neugebauten Quartier Nordhaide. Das Zentrum ist beim Bau des Viertels eingerichtet worden und wird von der Diakonie betrieben, die Angebote richteten sich an Bewohner:innen des Quartiers des angrenzenden Hasenbergls. Wie abgesprochen, stellte R. den Kontakt zur damaligen Leiterin S. her, und schon bei meiner nächsten Reise nach München, am 13.07.2017, besuchte ich die Einrichtung. Ich bekam eine Führung durch das Zentrum, das in einer Hälfte eines Wohnhauses auf zwei Etagen untergebracht ist. Im Erdgeschoss befand sich der öffentliche Teil mit zwei Aufenthaltsräumen, einer Terrasse und zwei Miniküchen sowie einigen weiteren kleineren Räumen, die als Schul- oder Büroräume von verschiedenen Projekten und Initiativen genutzt wurden, ferner eine offene Fahrradwerkstatt der Caritas. Verstreut im Haus standen zahlreiche Bücherregale: Die Auswahl reichte von Kinderbüchern und Romanen bis zu wissenschaftlichen Studien über Migration und philosophischen Abhandlungen zu gesellschaftlichen Fragen, hauptsächlich in deutscher und türkischer Sprache. In den oberen Etagen befanden sich noch zwei Büroräume für die bei der Diakonie fest oder in Projektverträgen angestellten Mitarbeitenden. Die Mitarbeiter:innen und ehrenamtlich Tätigen lebten zum größten Teil im Viertel und bildeten den Querschnitt der vielfältigen migrationsbiografischen Erfahrungen gut ab. Die Mehrheit von ihnen – überwiegend Frauen – hatten alle ein Hochschulstudium in der BRD oder in ihren Herkunftsländern absolviert.

Im folgenden Jahr besuchte ich das Bewohnerzentrum nach Möglichkeit an einem Tag im Monat, um die alltäglichen Arbeitsabläufe und Begegnungen zu beobachten, mit Mitarbeiter:innen und Besucher:innen über ihre Erlebnisse und Reflexionen, Wünsche und Kritiken sowie Ziele zu sprechen. Dabei lag mein Fokus darauf, welche migrationsbezogenen Alltagsprobleme im Zentrum in welcher Form adressiert wurden, wie das Miteinander verhandelt wurde. Dafür nahm ich an den verschiedenen Projekten und Events im Zentrum teil, führte zahlreiche ethnografische Gespräche und am Ende auch narrative Interviews mit den Mitarbeiter:innen. Eine zentrale Erkenntnis aus meinen Beobachtungen im Bewohnerzentrum ist, dass die Mitarbeitenden ihre Arbeit und das Bewohnerzentrum auf zweierlei Art verstanden: einerseits als Ressource für die Nachbarschaft und andererseits als Laborraum einer „Gesellschaft der Vielheiten“ (Terkessidis 2010). Wie das Bewohnerzentrum als Ressource und Laborraum konzipiert war und funktionierte, möchte ich nachfolgend beispielhaft anhand verschiedener Situationen in Form von ethnografischen Vignetten detaillierter beleuchten.

¹⁴ Auf Wunsch meiner Gesprächspartner:innen erfolgt die Anonymisierung durch die Abkürzung ihrer Vornamen.

Wünsche haben

Begriffe wie „Toleranz“ und „Akzeptanz“ fallen häufig, wenn es um die Wünsche für das Miteinander im Stadtteil geht – sowohl bei den jungen Leuten im Jugendclub CRAZY als auch im Gespräch mit älteren Menschen im Jugend- und Altenhilfeverein e.V.

So wie **Herr Franke**,
der sich eigentlich nur gegenseitige
Achtung wünscht „vor jedem
Menschen, der hier lebt – auch vor
jedem Tier und jeder Pflanze!“,
schiebt er nach.

Andere Bewohner wünschen sich mehr Gemeinschaft, aber auch Unterstützung im Alltag. Wichtig finden Menschen in Paunsdorf, dass man ein Stück weit mehr Kultur nach Paunsdorf holt, die Stadtteilkultur mehr belebt und vor allem Orte schafft, an denen man zwanglos zusammenkommen kann.

– wie zum Beispiel ein
schönes Café.

Das wünschen sich Herr Allosh, der aus Syrien neu nach Paunsdorf gezogen ist, genauso wie Frau Berger, die seit 1989 im Stadtteil lebt.



Frau Lama Al Zaqfu, 28 Jahre

Plakat 11 Wünsche haben

3.2.1 Der Mittagstisch als nachbarschaftliche Ressource und Ort gesellschaftlicher Verhandlung

Ich schaue den beiden Köchinnen zu und versuche, sie in ein Gespräch zu verwickeln. Sie kochen hier montags und donnerstags, kaufen die Lebensmittel bei Penny und im türkischen Supermarkt ein und bereiten das Essen hier frisch zu. Es kostet für Kinder 1 Euro, für Erwachsene 4. Meist kochen sie türkisch, manchmal auch auf Wunsch. Sie sind beide keine gelernten Köchinnen. Die Mitarbeiter:innen, ein paar Anwohner:innen und Kinder kommen zum Essen, manche holen sich das Essen für zu Hause. Sie kochen für ca. 28 Leute. Heute gibt es eine Rote-Linsen-Suppe mit Bulgur oder Couscous, Reis und Hackfleisch mit Aubergine im Wechsel geschichtet in Tomatensauce. Zu helfen haben sie nichts für mich. (Protokoll 26.10.2017)

Drei Kinder, die auch zu den Dino-Kids gehen, essen mit. Ein Mädchen erzählt von dem Herbstlied, das sie gelernt haben, und dem Mathetest, in dem sie eine 3 geschrieben hat. Waltraud, eine pensionierte Nachbarin aus dem Nachbarhaus, sagt, eine 3 sei befriedigend, eine gute Note. Einstein sei auch kein Musterschüler gewesen. Das ältere Mädchen geht in die 6. Klasse. Auf meine Frage hin sagt sie, dass die Schule ihr keinen Spaß mache, das ewige Lernen ... Alle erklären ihr gemeinschaftlich, wie hilfreich es aber sei, etwas zu wissen. Wenn sie mit Tieren arbeiten möchte, müsse sie doch wissen, was sie evtl. für gesundheitliche Probleme hätten oder gern fräßen. Das könne sie ja dann nachlesen, sagt sie, lesen könne sie gut. (Protokoll 26.10.2017)

Beim Essen geht es darum, wie man türkischen Reis richtig kocht. A. erzählt, ihr Mann sage, dass sie nicht richtig Reis kochen könne. Sie kocht aber auch nicht gern, sie bäckt lieber. Die Köchinnen und N. erklären, wie man es macht: lange waschen, dann in Öl und Butter braten, viel Butter [...]. Dann geht es um das allabendliche Abendbrot, M. macht immer einen Speiseplan für die Woche, dann weiß sie, was sie einkaufen muss und was sie kochen wird, wenn sie nach Hause kommt. Ohne diesen Plan würde sie erst stundenlang darüber nachdenken. A. pflichtet ihr bei, sie hätte auch so einen Wochenplan, gut daran sei auch, dass ihr Mann, wenn er schon da sei, dann anfangen würde zu kochen, was er kann. Ich erzähle, dass ich die Hälfte der wöchentlichen Abendbrote an meinen Mann abgegeben habe, weil ich sonst keine Lust mehr zum Kochen hätte. Sie pflichten mir bei, dass das allabendliche Stresskochen einem die Lust am Kochen raubt. (Protokoll 26.10.2017)

Eine Vertreterin der türkischen Frauengruppe kommt dazu und bekommt auch ein Mittagessen. Sie begrüßt alle am Tisch mit der Frage, wie es ihnen gehe. Wen sie nicht kennt, der wird ihr vorgestellt. Irgendwann geraten sie, S. und N. in eine Debatte, kein Streit, aber eine Meinungsverschiedenheit. Jede redet recht lang und eindringlich. S., die ich zwischendurch frage, erklärt mir, dass sich in den Räumen an einem Abend nacheinander eine türkische und eine deutsche Frauengruppe treffen. Und die türkische Gruppe hat sich wohl nicht so ganz an die Hausregeln gehalten, und da gab es Ärger zwischen beiden Gruppen, der dann wohl von deutscher Seite in recht böser Weise verbal ausgetragen wurde. Im Gespräch zwischen den dreien am Tisch ging es u. a. darum, dass sich die türkische Frauengruppe auch an die Regeln des Hauses halten müsse; dann darum, dass die Gruppe an einem anderen Tag kommen könnte [...]. (Protokoll 23.11.2017)

Der Mittagstisch im Bewohnerzentrum stand allen offen und wurde neben den Mitarbeiter:innen auch von Anwohnenden und Angestellten verschiedenster Generationen und Herkunft im Viertel besucht. Während meiner Besuche versammelten sich etwa zehn Personen um den Tisch im Hauptraum des Bewohnerzentrums. Gesprochen wurde auf Türkisch, Deutsch, teilweise auch auf Russisch und Ungarisch, teilweise wurde hin- und rückübersetzt. Im Mittagstisch bündelten sich verschiedene Aspekte und Ziele des Bewohnerzentrums.

Erstens bot der Mittagstisch eine gesunde und preiswerte Alternative zur eingeschränkten Auswahl an Essensangeboten im Quartier, die neben dem Mac Donalds und dem eher hippen Hans-im-Glück-Burger noch im nicht-öffentlich zugänglichen Angebot der Schulen und Kitas oder eben in der eigenen, häuslichen Küche bestanden.

Zweitens bot der Mittagstisch einen Raum zum nachbarschaftlichen Austausch. Hier konnten Nachbar:innen jenseits des eigenen Hauses und unabhängig von möglicherweise zu klärenden

Problemen aufeinandertreffen. Es war ein Raum, der sie als Speisende in einer Tagespause zusammenführte, ein Raum, der Gespräche über den Alltag über die unterschiedlichen Herkunft, Zugehörigkeiten und Sprachen hinweg ermöglichte und die Anwesenden letztlich auch die Gemeinsamkeiten in der vielgestaltigen Ausprägung der Alltage spüren ließ.

Drittens war der Mittagstisch auch ein Raum der Aushandlung, den die Schülerin ebenso für ihren Unmut über die schulischen Zwänge wie die Teilnehmerin einer türkischen Frauengruppe zum Sprechen über den Konflikt mit der deutschen Frauengruppe nutzte. Über solche Konflikte wurden gleichermaßen Fragen der gesellschaftlichen Ordnung verhandelt: Machthierarchien, Gewohnheiten, Sprechweisen und Möglichkeiten des sozialen Miteinanders. Dabei spielten die gesetzten Regeln zwar eine Rolle, jedoch zielten die Gespräche darauf ab, Verständnis füreinander zu wecken oder Lösungen zu finden, die zumindest ein Nebeneinander ermöglichten. Somit standen die Differenzen als Bestandteil des Alltags und das Leben mit dieser Differenz gewissermaßen im Mittelpunkt der Aushandlungen. Diese Konnotation von Differenz als Normalität kann als ein Gegenentwurf zu der andauernden Diskussion um Migration in Verbindung mit Ängsten vor dem Zerfall von Gesellschaft und schwindendem sozialen Zusammenhalt betrachtet werden.

Viertens spiegelte der Mittagstisch auch die Gesetzmäßigkeiten der sozialen Arbeit wider und hing zur Finanzierung eines Entgelts für die Köchinnen von befristeten Projektförderungen oder Spenden ab, was letztlich verhinderte, dass er sich als kontinuierliche Institution im Quartier etablieren konnte.

3.2.2 Arbeit an der Schnittstelle zwischen kulturalisierten Missverständnissen und sozialen Problemlagen

Am 26.04.2018 bin ich zur Teamsitzung der Mitarbeitenden im Bewohnerzentrum eingeladen, seit Oktober bin ich mindestens einmal monatlich zu Besuch im Zentrum und stehe ansonsten telefonisch und per E-Mail mit den Mitarbeiter:innen im Kontakt. Während ich zumeist beobachtend Anteil an ihrer Arbeit nehme, sind auch sie wiederum interessierte Zeuginnen des Projekts und fragen nach unseren Ergebnissen in Leipzig sowie meinen Beobachtungen an den weiteren Münchner Forschungsorten – zu dem Zeitpunkt: der Jugendclub in Moosach und die Fraueninitiative Juno im Bellevue di Monaco (vgl. Protokoll 23.11.2017, 06.02.2018). Auf der Teamsitzung geht es um die Einführung des papierlosen Büros und Fragen des Datenschutzes, aber auch um eine bessere Verteilung der knappen Räumlichkeiten zwischen den mittlerweile zahlreichen Projekten und Kursen im Zentrum. Im Anschluss kommt F., Leiter der Diakonie Nord, mit einer neuen Angestellten des Amtes für Wohnen und Migration zu Besuch.

S. führt die beiden Gäste durch die Räume des Zentrums. Die junge Kollegin vom Amt fragt, wie viele Nationalitäten in Nordhaide wohnen. F. antwortet, dass es mehr als 60 Nationen seien und 70% der Bewohner:innen keine Deutschen seien, es sei sehr international. Die Kollegin vom Amt erzählt von der Kita ihrer Kinder und den soundso viel Prozent und soundso viel Prozent von denen und denen. Ich höre heraus, dass die 20 % der „Einheimischen“ wichtig seien, frage, wer in solchen Gemengelage festlegt, wer oder was die Norm ist und ob nicht vielleicht die Mehrheit mit Migrationshintergrund die Norm sei. Sie verneint vehement – niemand, die Regeln und Normfragen müssten dann jeweils kollektiv ausgehandelt werden. [...] Beim gemeinsamen Mittag, die Köchin hat türkische Manty mit Salat zubereitet, wird der jungen Amtskollegin das Projekt „Dino-Kids“ vorgestellt. Auf das Stichwort „Nachhilfe“ stellt sie fest, dass also nicht in allen Familien das gleiche Verständnis von Schulpflicht vorherrsche. S. rückt dieses (schiefe) Bild freundlich „gerade“, dass nicht das andere Verständnis, sondern die soziale Situation in vielen Familien das Problem sei, die es den Familien nicht erlaube, privat eine Nachhilfe zu engagieren. (Protokoll 26.04.2018)

Die Schlussfolgerungen der neuen Kollegin vom Amt, dass Nachhilfeprojekte auf unterschiedliches Verständnis von Schulpflicht reagieren, verweist auf einen Aspekt, der in meinen Beobachtungen immer wieder eine große Rolle spielte: die mehrheitsgesellschaftliche Kulturalisierung oder Ethnisierung sozialer Probleme. In diesem Zusammenhang war für mich die Positionierung der Angestellten im Bewohnerzentrum interessant, sie formulierten klar: Das Problem im Viertel

sei sozialer Natur, denn es mangle unter anderem an ausreichend gutbezahlter Arbeit für die Eltern oder angemessenem Wohnraum. Dadurch sei die finanzielle Lösung verschiedener Alltagsprobleme in der Regel nicht möglich (vgl. Protokoll 13.07.2017).

Diese Sichtweise ist grundlegend für die Konzeption des Bewohnerzentrums und der von den Mitarbeitenden mit Unterstützung der Diakonie entwickelten Projekte. Wie schon der Mittagstisch ist auch die Nachhilfe für Kinder finanziell barrierefrei, d. h. für einen kleinen Betrag von 2 Euro ist die Nachhilfe in Kleingruppen für alle Kinder zugänglich. Die Kinder können sich bei den Hausaufgaben helfen lassen, für Klassenarbeiten lernen oder spezifische Aufgaben wiederholen.

Viele der Projekte zielten darauf ab, die knappen Ressourcen der familiären Haushalte in der Nachbarschaft auszugleichen und dabei die Möglichkeiten der Bewohner:innen zu erhöhen, gesellschaftlich zu partizipieren und sich einzubringen. Dreh- und Angelpunkt der Projekte, die auch in Absprache mit Anwohner:innen entstanden sind – auch für die Zielgruppe der Erwachsenen – waren häufig verschiedene Bildungsaspekte, wie beispielsweise der 2018 angebotene Deutschkurs für Erwachsene oder die regelmäßig stattfindenden Vorträge zu Themen der Ernährung und Erziehung oder auch der neue Englischkurs für die Schüler:innen (vgl. Protokoll 06.02.2018).

Gleichzeitig bemühen sich die Mitarbeitenden im Nachbarschaftszentrum zur Abdeckung der Angebote, wiederum die unter den Anwohnenden vorhandenen Wissensressourcen zu nutzen. So waren beispielsweise die Nachhilfelehrerinnen bei Dino-Kids ältere Schülerinnen oder Studentinnen aus dem Viertel, auch der Englischkurs wurde von einer Anwohnerin, einer aus Ungarn zugewanderten Englischlehrerin angeboten, die Köchinnen, die Beraterinnen des Pontisprojekts¹⁵ oder auch des Cupid-Projekts¹⁶ wohnten im Viertel.

O. ist Praktikantin und kommt aus Weißrussland. Sie hat dort Sozialpädagogik studiert und muss für die Anerkennung ihres Studienabschlusses ein Brückenjahr absolvieren. Deswegen muss sie gleich weg, zur Schule. (Protokoll 26.10.2017) M. interessiert sich, wie es in den anderen Münchner Initiativen läuft, die ich in München besuche. Ich erzähle von Juno im Bellevue, von dem Frauencafé am Montag, O. wundert sich, dass es in der Innenstadt solche Initiativen gibt, obwohl das doch kein sozialer Brennpunkt sei. Ich versuche, es über die Geschichte des Bellevue zu erklären und über den sozialen Brennpunkt „deutsches Bewusstsein“ [...] O. muss aktuell ihren Praktikumsbericht schreiben, da beschreibt sie das Bewohnerzentrum, deshalb findet sie das Beispiel von Juno interessant, die es ganz anders machen, als sie es gelernt hat. (Protokoll 06.02.2018)

N. rechnet etwas nach, dann sagt sie, sie habe 2013 im Emil-Projekt bei der Diakonie angefangen. [...] Sie habe es aber nicht studiert, gelernt. Sie sei Industriekauffrau, habe bei einem Verlag gearbeitet, sei dann 15 Jahre Hausfrau gewesen und später als Dolmetscherin wieder eingestiegen, woraufhin sie zum Emil-Projekt kam. Sie arbeite über Projektverträge bei der Diakonie. Dino-Kids mache sie über einen ehrenamtlichen Vertrag, für Cupid habe sie einen Vertrag über 8 Stunden die Woche. Es gehe ihr nicht darum, eine volle Beschäftigung zu haben, sie brauche das zur Ablenkung, um nicht in Depressionen zu verfallen. [...] (Protokoll 23.11.2017)

Diese Arbeitsmöglichkeiten, mit einem geringen Entgelt, auf wenige Wochenstunden und insgesamt auf die relativ kurze Dauer der Kurse oder Projekte begrenzt (z. B. Protokoll 06.02.2018), bot den Anwohnenden jedoch verschiedene Vorteile jenseits der Aufbesserung der eigenen Finanzen. Sie boten ihnen eine Abwechslung zu den häuslichen Arbeiten, die Möglichkeit, ihre in der BRD nicht anerkannten professionellen Kenntnisse in der hiesigen Praxis zu schulen und Arbeits Erfahrungen zu sammeln. Die Arbeitsangebote erfüllten somit eine Sprungbrettfunktion – in die Öffentlichkeit und teilweise auch in den Arbeitsmarkt (vgl. auch Protokoll 06.02.2018).

C. hat Pontis vor ungefähr 10 Jahren mitbegründet. Pontis unterstützt Migrant:innen bei Anträgen, berät und vermittelt, begleitet auch. Anträge, d. h. für das Jobcenter, für Kindergeld, Krankenkasse und Amtsbriefe. Das Projekt wird über das Jobcenter finanziert, die Mitarbeiter:innen sind MAW-

¹⁵ Pontis ist ein Lotsenprojekt, das die Anwohner:innen bei allen Formular- und Behördenangelegenheiten unterstützt.

¹⁶ Beim Projekt Cupid geht es darum, das Miteinander von Schule, Jugendlichen und Eltern zu verbessern.

Kräfte (Arbeitsgelegenheit mit Mehraufwandsentschädigung). Sie werden in den wichtigen Belangen geschult, C. hat Volkswirtin in der Türkei studiert, hat dann 1990 nach Deutschland geheiratet, verschiedene Weiterbildungen gemacht, ihr Studium in Deutschland anerkennen lassen, zwei Kinder bekommen, verschiedentlich gearbeitet und als ehrenamtliche bei der Diakonie angefangen, dann auf 400 Euro Basis weitergemacht, nach oder vor 6–7 Jahren einen 18-Stunden-Vertrag bekommen. Sie ist eigentlich Verwaltungsmitarbeiterin bei Pontis und keine Beraterin, aber sie hat selber so viele Anträge ausfüllen müssen [...], daher hat sie die Erfahrung. [...] „Ich habe Gott gebeten, er hat mir diese Fähigkeiten gegeben, er soll sie mich auch weitergeben lassen.“ Sie sagt, sie sei zufrieden mit ihrer Arbeit, ihre Arbeit mache Sinn, sie könne Menschen helfen. Sie sei als Migrantin gekommen und könne Migrant:innen anders helfen als die Ämter. (Protokoll 06.02.2018)

Wie die Organisation des Bewohnerzentrums (die Projekte und die Kursangebote), aber auch die kurzen biografischen Vignetten zeigen, bildet die Arbeit an den kulturalisierten Vorurteilen gegenüber Menschen mit Migrationsbiografie einen weiteren zentralen Aspekt der Arbeit. Im Zentrum des Cupid-Projekts stand beispielsweise das Verhältnis zwischen Schulen und migrantischen Eltern, das auf beiden Seiten nach wie vor von zahlreichen Missverständnissen geprägt war, die eben auch in kulturalisierten Vor(ver)urteilungen mündeten. Das Nachhilfeprojekt Dino-Kids und der Einsatz der Nachhilfelehrerin signalisierte u. a. auch der jüngeren Generation, dass nicht die kulturelle Herkunft oder Zugehörigkeit den Unterschied in Bildungsfragen, Kenntnissen und Fähigkeiten markiert. Die Arbeit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an der Schnittstelle zwischen sozialen Fragen, kulturalisierten Vorurteilen trug somit auch dazu bei, die langlebigen Beziehungsmuster, die dominanten Denkweisen zwischen mehrheitsgesellschaftlicher Bevölkerung, staatlichen Institutionen einerseits und „migrantischer“ Bevölkerung andererseits kritisch zu hinterfragen.

3.2.3 An den Bruchstellen der Migrationsgesellschaft

Die Arbeit im Bewohnerzentrum zielt darauf ab, einerseits Ressourcen für die Nachbarschaft zur Verfügung zu stellen, die ihre Inklusion in die Münchner Stadtgesellschaft unterstützen. Andererseits gemeinsam mit den Bewohner:innen eine Form des Miteinanders zu etablieren, in dem Differenzen sich nicht gegenseitig ausschließen und zum Ordnungsprinzip sozialer Hierarchien werden. Wie wichtig diese Arbeit auch in der Münchner Stadtgesellschaft ist, die sich rühmte, Spitzenreiter für gelungene Integration unter den deutschen Städten zu sein (*Süddeutsche Zeitung*, 14.03.2011), dafür stehen stellvertretend die Erlebnisse zweier Mitarbeiterinnen des Zentrums.

M. erzählt, dass sie persönlich keine Probleme in Deutschland gehabt habe, dann berichtet sie jedoch von ihren beiden Söhnen, die beide hier geboren sind, in der Unikrippe waren, dann in der Kita. Beide sprechen gut Deutsch, sagt sie, von Anfang an. Sie hat ihren Ältesten dann, obwohl er es eigentlich nicht gebraucht hätte, aber sie dachte, es würde auch nicht schaden, in der Schule zum Deutsch Förderunterricht für Zuwandererkinder geschickt. Im Ergebnis meinte die Lehrerin des Kurses, dass ihr Sohn nicht ausreichend Deutsch sprechen würde. Was aber daran lag, dass er das eigentlich alles konnte, darum nicht mitmachte und sich langweilte. Die Lehrerin hatte jedoch einen Vermerk hinterlassen, der dann wiederum bei der schulamtlichen Untersuchung Thema war. Das hat sie dann geärgert und dort gebeten, dass man Kontakt zu den Horterziehern aufnehmen möge, ihr Sohn spreche gut Deutsch und sei auch insgesamt eher ein leistungsstarker Schüler. Auch bei ihrem jüngsten Sohn, der jetzt in der 2. Klasse ist, gibt es immer einige Probleme. Die Lehrerin ist ein paar Mal unfällig geworden. Einmal als er gepopelt hatte, hat sie ihn vor der ganzen Klasse als Schwein¹⁷ beschimpft, danach wollte er nicht mehr zur Schule gehen. Sie hat dann mit der Lehrerin gesprochen, diese hatte sich dann wohl auch entschuldigt, aber sie sei wohl insgesamt schon öfters beleidigend geworden. (Protokoll 23.11.2017)

Beim Mittagessen erzählt N., dass sie sich heute mit ihrer Schwester an ein paar Sachen aus ihrer Schulzeit in Hasenberg erinnert hat: „Wenn du denkst, dass du denkst, dann denkst du nur, dass du denkst“ und an den Kanon „Trink nicht so viel Kaffee, nicht für Kinder ist der Türkentrunk [...]“. Sie

¹⁷ Das Schimpfwort stellt in der muslimischen Kultur eine besondere Beleidigung dar.

haben dann einem deutschen Freund davon erzählt, der es ziemlich diskriminierend fand, dass sie diesen Kanon in der Schule gelernt haben. Auch S. erinnert sich noch daran. Ich erzähle, dass ich ihn nicht aus meiner Schule in der DDR, aber von der Straße kenne, in der Schule lernten wir Partisanenlieder. A. pflichtet mir bei, und es stellt sich heraus, dass sie in Jugoslawien in die Schule gegangen ist. (Protokoll 08.02.2018)

Beide Situationen und die Biografien beider Frauen decken die Brüche und Grenzlinsen (Mezzadra und Neilson 2013) innerhalb der Migrationsgesellschaft auf, die für viele Bewohner:innen des Viertels den Alltag prägen. Sie produzieren fragmentierte Biografien, die Brüche vollziehen sich an den Nahtstellen zwischen einer punktuellen mehrheitsgesellschaftlichen Anerkennung und der zeitgleichen Verweigerung eben dieser. Beide Frauen haben einen anerkannten Abschluss, die eine als Germanistin und DaF-Lehrerin, die andere als Industriekauffrau, trotz ihrer (sehr) guten Ausbildungshintergründe arbeiten sie in Teilzeit und teilweise mit befristeten Verträgen, so wie die Mehrheit ihrer Kolleginnen.

Trotz ihres Engagements in ihrem Beruf gelten sie außerhalb dieses professionellen Bereichs nicht mehr als das, was das mehrheitsgesellschaftliche kulturalisierte Bild von Migrant:innen hergibt. Die Schwierigkeiten, diese Erfahrungen in die gesellschaftlichen Aushandlungen einzubringen, verdeutlicht einerseits, dass beispielsweise N. die offen ausgesprochene Diskriminierungskritik einen deutschen Freund und Vertreter der Mehrheitsgesellschaft formulieren lässt oder dass M. ihre Erfahrungen mit der Lehrerin ihrer Kinder nicht als diskriminierende bzw. rassistische Praktiken beschreibt.¹⁸

Ob es etwas gebe, was N. an Deutschland ändern wollen würde. Sie bügelt die Frage nicht weg, offensichtlich ist da etwas, das sie versucht, in Worte zu fassen: Offener, entspannter, sagt sie, aber gleichzeitig schränkt sie ein, sie kenne ja nix anderes, woher solle sie wissen, wie es anders wäre und ob das nicht sogar besser sei. (Protokoll 23.11.2017)

Und trotzdem scheinen es genau diese Erfahrungen der Mitarbeitenden im Zentrum, ihre Unsicherheiten bezüglich der Mehrheitsgesellschaft zu sein, die dazu veranlassen, sich im Zentrum zu engagieren, die Aufgabe als ein Re-Imaginieren und Re-Konstruieren von Gesellschaft zu begreifen (ausführlicher dazu in Kirndörfer und Pilz 2021).

¹⁸ N.s. Eindruck als Mutter ist, dass es ein generelles Problem mit der Schule sei: In den Familien heiße es immer, meinem Kind werde Unrecht getan, wir seien eben Ausländer. Und in der Schule heiße es immer: Eltern kümmern sich nicht, die Kinder seien vernachlässigt. Das sei auch ihre eigene Erfahrung, am Anfang habe ihr Sohn auch immer gesagt, die Lehrerin möge ihn nicht; die Lehrerin sagte wiederum, sie mache sich Sorgen. Darum habe sie dann immer versucht, mit Lehrern zu sprechen, dann habe sich auch ihr Sohn anders verhalten, weil er wusste, seine Mutter sei hinterher und die Lehrerin auch, weil sie wusste, seine Eltern kooperierten. (23.11.2017)

Neugierig sein

Frau Schneider ist über 60 Jahre alt. Sie lebt nach kurzen Unterbrechungen wieder in Paunsdorf. Sie macht gleich klar, dass sie sich ihr eigenes Bild macht, unabhängig von im Stadtteil vorherrschenden Meinungen. Eine dieser Meinungen besagt aus ihrer Sicht, dass Menschen aus dem Ausland tendenziell gefährlich und kriminell seien. Dem setzt sie eine eigene Haltung entgegen, die sie aus ihrer persönlichen Erfahrung im Paunsdorfer Alltag entwickelt hat. Sie erzählt von solchen Begegnungen:

„Naja, dann haben wir ein bisschen rumgeblödeln und sind hier zusammen über die Kreuzung, da sagt der eine:

„Hey, sag mal, du läufst ja mit uns. Hast du denn keine Angst?“

Ich sage: „Warum? Muss ich? Man muss doch nicht von vorn herein irgendwie Angst haben, von Haus aus nicht.“

Sie macht ihr eigenes Ding und dazu gehören auch Neugier, Späße und das sich unvoreingenommene Einlassen auf „Fremde“.



Plakat 12 Neugierig sein

4 Zusammenfassung und Ausblick

Im Rahmen der Projektarbeit wurde der Umgang mit Vielfalt vor allem hinsichtlich gesellschaftlicher Hierarchisierungen, Zugehörigkeiten und Differenzen in den Blick genommen, die in unterschiedlichen Alltagskontexten mit der Zuschreibung „Migration“ verknüpft sind. Für die Interpretation des empirischen Materials wurde die postmigrantische Perspektive als ein heuristischer Beobachtungsfokus und als dekonstruktive Praxis genutzt. Ziel war es, etablierte mehrheitsgesellschaftliche Annahmen unter migrationsgesellschaftlichen Aspekten kritisch zu hinterfragen. Die Anwendung der postmigrantischen Perspektive auf den ostdeutschen Kontext erforderte hier gewisse „Übersetzungsleistungen“, die die spezielle „(post-)sozialistische“ Zuwanderungsgeschichte, wie auch die Besonderheiten urbaner Transformationen durch Newcomer:innen berücksichtigt.

Ethnographische Feldstudien und narrative Interviews haben deutlich gemacht, dass die unterschiedlichen Einwanderungshistorien und sozioökonomischen Kontexte der beiden Städte auch in die alltäglichen Begegnungen und die individuellen Wahrnehmungen auf der Mikroebene hineinwirken. Vereinfachende Erklärungen, wie zum Beispiel die einer nachholenden ostdeutschen Entwicklung, greifen zur Interpretation des lokalen Umgangs mit Diversität und Migration allerdings zu kurz. Zum einen deshalb, weil die unterschiedlichen politischen, demographischen und sozioökonomischen Ressourcenkonstellationen ganz spezifische Ermöglichungsräume schaffen, die die Alltagspraktiken, Logiken und Wahrnehmungen in den untersuchten Settings strukturieren. Zum anderen, weil die Analyse gezeigt hat, dass im Alltag oft auch ähnliche diskursive Muster und Logiken den Umgang mit Migration bestimmen. So zeigen sich diskursive Verknüpfungen von Defizitperspektive und Migrationsthematik insbesondere in der Wahrnehmung von migrantisch geprägten Stadträumen sowie in weitgehend unhinterfragten Vorstellungen assimilierender Integration im Sinne einer einseitigen Anpassung an die jeweilige Stadtgesellschaft in beiden Untersuchungskontexten. Wachsende Internationalisierung und Diversität als Folge von Globalisierungsprozessen werden in der Regel als übergreifende und unumkehrbare Trends des stadtgesellschaftlichen Zusammenlebens angenommen. Auch entwickelte sich in den unterschiedlichen Beobachtungssettings der beiden Städte Leipzig und München oft eine ähnliche offene Dynamik des Miteinanders, wobei ethnisch-national-kulturelle Zugehörigkeiten nur eine Facette differenzierter Aushandlungslinien entlang ökonomischer, bildungsmäßiger, geschlechtsspezifischer und anderer Ressourcen repräsentierten. In diesem Zusammenhang konnten die untersuchten Beispiele der Jugendclubs, Frauencafés und Bewohner:innentreffs in München und Leipzig die Bedeutung der "gewöhnlichen" Orte der Migrationsgesellschaft aufzeigen, an denen um Teilhabe gerungen wird und deren Akteur:innen in ihrer tagtäglichen Arbeit die Stadtgesellschaften aktiv von unten mitgestalten. Als Gegenentwurf zu Betrachtungen, die Entwicklungsunterschiede zwischen ost- und westdeutschen Gesellschaften in den Mittelpunkt ihrer Erklärungen stellen, wurde daher eine analytische Perspektive zu Grunde gelegt, die die untersuchten Settings als umkämpfte Orte betrachtet, an denen in differenzierten Konstellationen um soziale Anerkennung und Teilhabe gerungen wird. Die subjektiven Perspektiven von Stadtbewohner:innen auf das nachbarschaftliche Zusammenleben und die ethnographischen Beobachtungen zur Aushandlung von Differenzen in konkreten Alltagssettings haben zusammenfassend Folgendes gezeigt:

Im Leipziger Jugendtreff hatten arabischsprachige, meist männliche Jugendliche erst in den letzten Jahren einen Raum der Anerkennung für sich finden können. Im Zuge dessen wurden Rechte auf Andersartigkeit ausgekämpft und erweiterte Mitgestaltung eingefordert, die von Provokationen der lokalen Ordnung innerhalb der Institution begleitet wurden. Die neuen Aneignungsansprüche gingen unter den Jugendlichen mit Verlustängsten um vertraute Strukturen und begrenzte Ressourcen einher, die ein verstärktes Ringen um die eigenen Rechte auf Zuwendung und „Gesehen werden“ hervorbrachte. In diesem Kontext konnten gerade die teilweise kulturalisierenden sozialpädagogischen Praktiken den Newcomer:innen einen differenzbezogenen Raum eröffnen, in welchem ein Ausleben von „Anderssein“ möglich und akzeptiert wird. Die Räumlichkeiten des Jugendclubs stellen somit eine Art geschützten Gegenraum zu einer eher feindlich erlebten

öffentlichen Umgebung im Stadtteil Leipzig Paunsdorf dar. Das empirische Beispiel konnte veranschaulichen, dass es im Umgang mit Diversität weder um eine Fixierung auf Differenz geht, über die Individuen primär zu kulturellen Anderen werden, noch um Differenzblindheit, die jene Mechanismen ausblendet, nach denen Menschen zu „Migrant:innen“ und damit zu „Anderen“ gemacht und dementsprechend abgewertet werden. Differenz Raum geben, ohne sie überzubetonen – diese Gratwanderung hat im Jugendclub im Laufe der Zeit eine den Zusammenhalt stärkende Dynamik entfaltet.

Das Bewohnerzentrum in München Nordhaide entpuppte sich als ein Ort, an dem die Verarbeitung individueller Migrations- und Marginalisierungserfahrungen lokaler Akteur:innen, ihre Aspirationen die Stadtgesellschaft zu verändern sowie ihre subjektiven Analysen der Problemlagen im Quartier zusammenlaufen und von dort dazu beitragen, Stadt(teil-)gesellschaft von unten zu formen. Die Arbeit der Mitarbeiterinnen richtet sich besonders auf die sozialen Bedürfnisse und Notlagen in der Nachbarschaft, die ihren Einschätzungen zufolge, das eigentliche Problem vieler Haushalte im Wohngebiet darstellen – eine Perspektive, die sich im Sinn einer entkulturalisierenden Praxis lesen lässt. Die Biographien der Mitarbeiterinnen repräsentieren dabei überwiegend jene Teile der Stadtgesellschaft, die im *common sense* als "integriert" bezeichnet werden – eine Perspektive, die in der Regel auch ihrem Selbstbild entspricht. In dieser Rolle wird ihnen eine wichtige Funktion zugeschrieben, die sie selbst oft als sinnstiftend erleben: nämlich Integrationsprozesse für Bewohner:innen mit Migrationsgeschichte zu erleichtern und Brücken zwischen Newcomer:innen und der Mehrheitsgesellschaft, insbesondere repräsentiert durch städtische Institutionen, herzustellen. Nicht nur in dieser Funktion tragen die Sichtweisen dieser „Insiderinnen“ dazu bei, die öffentlichen Diskurse zu Integrationsfragen und migrationsbedingten Marginalisierungen zu modifizieren. Dementsprechend stellt die Vermittlung zwischen Mehrheitsgesellschaft und migrantisch minorisierten Bevölkerungsgruppen oft implizit einen wesentlichen Teil der Bemühungen der Frauen im Bewohnerzentrum dar, im Sinne eines Abarbeitens an überkommenen gegenseitigen Wahrnehmungsmustern.

Sowohl von Mitarbeiter:innen als auch Bewohner:innen mit und ohne Migrationsbiografien wurde das Leben in München im Allgemeinen als ein positiver Maßstab für den gesellschaftlichen Umgang mit Diversität gedacht. Die populäre und im nationalen Diskurs wirkmächtige Vorstellung der für Migration offenen und toleranten Stadt spiegelt sich somit auch in den Subjektivitäten der Gesprächspartner:innen wider, unter anderem darin, dass erlebte Diskriminierungen eher als Ausnahmen betont und weniger als strukturelles Problem interpretiert wurden. Obwohl interkulturelle Offenheit eine wichtige und routiniert umgesetzte Handlungsmaxime auf der institutionellen Ebene darstellt, wurde gleichzeitig deutlich, dass implizite Vorstellungen von gesellschaftlichen Entwicklungsunterschieden zwischen „Eingesessenen“ und „Newcomer:innen“ im Alltag weiterhin hierarchisierend wirken. Machtasymmetrien spiegeln sich teilweise im Verhältnis von Repräsentanten mehrheitsgesellschaftlicher Institutionen und den Nutzer:innen der Einrichtungen (Eltern, Jugendliche, Kinder). Zum anderen im Hinblick auf die unterschiedlichen Zuwanderungskontexte und Zuwanderungszeitpunkte von Bewohner:innen. Gleichzeitig wurde auch immer wieder deutlich, wie persistent die Zuschreibung „Migrant:in“ über Generationen in das Erleben gesellschaftlicher (Nicht-)Zugehörigkeiten hineinwirken kann. So können trotz des Credo der interkulturellen Offenheit strukturelle Benachteiligungen im Kontext migrationsbedingter Zuschreibungen im Alltag wirkmächtig bleiben, die von anderen Ungleichheitsdimensionen wie Zugang zum Arbeitsmarkt oder zu Bildung überlagert werden und mit diesen in Zusammenhang stehen. Gleichzeitig eröffnen die tendenziell de-migrantisierenden Alltagspraktiken in den Quartierseinrichtungen neue Perspektiven auf Zugehörigkeiten und Möglichkeiten, individuelle Rollen und die Bedeutung von Zugehörigkeitskategorien eigenständig zu definieren (u. a. Hill, 2015).

Im Leipziger Untersuchungsbeispiel wurde erkennbar, dass sowohl langjährige Schrumpfungserfahrungen als auch befürchtete Stigmatisierungen und Imageverluste durch Rassismus und Fremdenfeindlichkeit wichtige Kontextualisierungen der lokalen Debatten im Umgang mit Migration und Diversität in der Großwohnsiedlung bilden. Obwohl Leipzig als Zuwanderungsmetropole im ostdeutschen Kontext diesbezüglich eine Vorreiterrolle zugeschrieben wird, bleibt der Umgang

mit natio-ethno-kultureller Differenz im Paunsdorfer Alltag eine hochgradig sensible Angelegenheit, die in den von uns betrachteten Settings (noch) nicht als urbane Normalität oder Routine verhandelt werden konnte. Darüber hinaus wurde in den Untersuchungsbeispielen immer wieder deutlich, dass über die konflikthafter Auseinandersetzungen um das Thema Migration und Diversität stellvertretend Positionen und Machtasymmetrien im nationalen Zusammenhang – sprich das Ost-West-Verhältnis in Deutschland – verhandelt werden. Der Umgang mit Vielfalt wird so oft als Gradmesser für die Anschlussfähigkeit „an den Westen“ interpretiert. So ist die migrationsbedingte Pluralität in Paunsdorf – die im Vergleich zur Münchner Nordhaide die Biographien der Bewohner:innen im geringeren Ausmaß durchzieht – doch ein beherrschendes Thema im Zusammenleben und ein hochrelevanter Bezugspunkt im Arbeits- und Kommunikationsalltag. Im Sinne eines Stellvertreters für politische Kämpfe um linke und rechte Einstellungen und in Verbindung mit Rassismus als einem permanenten Grundthema, werden vorurteilsfreie Begegnungen im Alltag oft erschwert. Kulturelle Öffnungsversuche werden in diesem fragilen Kontext von Befürchtungen begleitet, dass die Situation im Quartier, als auch in den jeweiligen Einrichtungen, entgleiten könnte. Das Agieren der Akteur:innen in der Großwohnsiedlung erscheint daher wesentlich fragiler, austarrierender als im Münchner Beispiel. Die unterschiedlichen diskursiven und strukturellen Rahmungen des Themas „Migration“ – wie z. B. der unterschiedliche aufenthaltsrechtliche Statuts der Newcomer:innen spiegeln sich auch in den gesellschaftspolitischen Anliegen der Akteur:innen in den Quartieren wider: Während der Kampf gegen Rassismus von engagierten Menschen in Paunsdorf im Zentrum der sozialen Arbeit vor Ort steht und sich hier eher auf Bewohner:innen ohne Migrationsgeschichte als Zielgruppe richtet, steht in München Nordhaide das Anliegen im Vordergrund, Menschen mit Migrationsgeschichte institutionell einzubinden und deren Erfahrungen als wichtige Brücken in die Gesellschaft einen größeren Stellenwert einzuräumen.

Die Untersuchungsbeispiele haben damit deutlich gemacht, dass der Umgang mit Differenz in unterschiedlichen diskursiven Rahmungen der „Migrationsthematik“ eingebettet ist, die auch in Relationen von ökonomischer Prosperität, Wettbewerbsfähigkeit, gesellschaftlicher Fortschrittlichkeit oder Marginalität und Benachteiligung gedacht werden. Dabei mag das Beispiel Nordhaide als Ausblick auf zukünftige Trends des Zusammenlebens in einer Stadtgesellschaft dienen, in der die weit überwiegende Mehrheit der Menschen über Migrationserfahrungen verfügt, während sich dies in den institutionellen Strukturen noch nicht im gleichen Maß abbildet und entsprechende gesellschaftliche Umschichtungen noch ausstehen und erarbeitet werden müssen. Das Leipziger Beispiel verweist besonders auf die Spannungsverhältnisse einer Migrationsgesellschaft im Werden, die im gesamtstädtischen Kontext von Marginalisierungstendenzen betroffen ist und in der das Ringen um gesellschaftliche Teilhabe auch vor dem Hintergrund ungleicher Ost-West-Verhältnisse ausgetragen wird.

5 Anhang

Anhang 1 Einrichtungen und Gesprächspartner:innen

Tabelle 3 Kontaktierte Institutionen und Projekte

Leipzig	Datum	München	Datum
Referat für Migration/Integration Stadt Leipzig	09.08.2017	Projekt: faire Mobilität	14.07.2017
Migrant:innenbeirat, Verein binationaler Familien und Partnerschaften	18.09.2017	Bayr. Institut für Migration, Deutschtürken Verband e.V.	12.07.2017
Zeok e.V., Migrant:innenbeirat	27.08.2018	Jugendprojekt BuntKicktGut	02.11.2018
Netzwerk Integration – Migrant:innen in Leipzig e.V.	24.10.2017	Morgen e.V., Netzwerk Münchner Migrantenorganisationen	11.07.2017
Internationale Frauen Leipzig e.V.	01.08.2019	AWO Infozentrum Migration & Arbeit	24.05.2017
Interaction	11.12.2019	Kulturreferat der Stadt München	19.01.2018
Frauenkultur e.V.	19.12.2018	Stelle für interkulturelle Arbeit	17.06.2019
Institutionen und Projekte auf Stadtteilebene			
Paunsdorf		Nordhaide	
Stadtteilbibliothek	22.10.2018	Bezirksausschuss, Bewohnergem. Nordhaide	10.04.2019
Theodor-Körner Grundschule / Hort	12.06.2019	Diakonie Nordhaide/Hasenberg	18.06.2019
Schulhort Goldsternstrasse	09.07.2019	Schulhort und Schulsozialarbeit, Hildeg.v.B.	20.05.2019
Pandechaion – Herberge e.V.	28.01.2018	PONTIS im BWZ Nordhaide	23.05.2019
Kindertagesstätte Känguru	05.10.2018	Kindergarten	15.04.2019
OFT Crazy	05.03.2018	OFT Neuland	26.09.2018
Quartiersmanagement Paunsdorf	28.11.2018	Bewohnerzentrum Nordhaide (BWZ)	15.02.2019
Jugendclub „die Brücke“	06.09.2018	Offener Kindertreff	29.05.2019
Familienzentrum, Ki-FaZ	07.09.2018	Frauencafé	31.01.2019
Geb. Grimm Schulhort / Schule	12.06.2019	Projekte CUPID & Tauschring Nord im BWZ	17.07.2018
Jugendsozialarbeit Paunsdorf	19.07.2019	PONTIS	08.07.2018
VHS Leipzig Paunsdorf	19.12.2018	Projekt Frühe Brücken	18.02.2018



Abbildung 6 Ort der Feldforschung – der Bolzplatz vor dem Jugendclub in Paunsdorf

Tabelle 4 Zitierte Gesprächspartner:innen: Bezugsregionen, berufliche Tätigkeiten, Pseudonyme

Leipzig-Paunsdorf	Datum In- terview	München-Nordhaide	Datum In- terview
Naime, Fluchtbiographie, Syrien	29.11.2018	Anna, in München aufgewachsen/Griechenland	12. 10.2018
Herr Abbas, Fluchtbiographie, Syrien	12.12.2018	Herr Sykora, Rentner, Slowakei	05.12.2018
Frau Nazari, Fluchtbiografie	18.12.2018	Ehepaar Ivanovic, Rentner, Kosovo	06.12.2018
Frau Kleiner, Angestellte, Sachsen	25.01.2019	Herr Novac, Minijob, Kroatien	07.12.2018
Herr Shadid., Fluchtbiographie,	26.01.2019	Frau Önder, Angestellte, in München aufgewachsen/Türkei	10.12.2018
Herr Bahi, Fluchtbiographie Syrien	09.03.2019	Frau Aydin, Hausfrau, in München aufgewachsen, Türkei	06.05.2018
Gruppendiskussion, drei Frauen mit Fluchthintergrund	30.08.2018	Lale, Praktikantin in sozialer Einrichtung, in München aufgewachsen/Afrika	05.04.2019
Herr Henning, Rentner, Westdeutschland	13.02.2019	Hatice, ehrenamtlich tätig in sozialem Verein, Türkei	23.05.2019
Frau Gaborski, wiss. Angestellte, Polen/Sachsen	05.03.2019	Frau Walter, Rentnerin, ehrenamtlich tätig in sozialem Verein, Hessen	23.05.2019
Frau Müller, Rentnerin, Sachsen	02.08.2018	Herr Niedermeyer, Angestellter, Bayern	10.04.2019
Frau Paul, Rentnerin, Sachsen	04.08.2018	Herr Rössler, Leiter einer gemeinnützigen Organisation, Bayern	18.06.2019
Frau Can, Leiterin einer Bildungseinrichtung, Pädagogin, Türkei/Nordrhein Westfalen	12.06.2019	Frau Toussaint und Frau Dengel Pädagoginnen in einer Bildungseinrichtung, Bayern	20.05.2019
Alex und Marco, Mitarbeiter in einem Stadtteilprojekt für Jugendliche	19.07.2019	Lena und Stella, Pädagoginnen in einer Betreuungseinrichtung für Kinder	29.05.2019
Frauuke, Pädagogin in einer Betreuungseinrichtung, Sachsen-Anhalt	06.09.2018	Nargiza, Leiterin eines sozialen Vereines, Usbekistan	15.02.2019
Herr Thoma, Angestellter, Sachsen	28.11.2018	Gizem, Mitarbeiterin bei sozialem Verein, Türkei	23.05.2019
Frau Peters, Leiterin einer Bildungseinrichtung, Sachsen, Frau Arnold Pädagogin	12.06.2019	Nele, Leiterin einer sozialen Betreuungseinrichtung, Pädagogin, Bayern	26.09.2018
Imke, Koordinatorin eines Stadtteilprojektes für Migrant:innen, Baden-Württemb.	28.01.2018	Frau Werner, Leiterin einer sozialen Hilfseinrichtung für Migrant:innen, Bayern	08.07.2018
Frau Schneider, Leiterin einer Bildungseinrichtung, Pädagogin, Sachsen	05.10.2018	Igor, ehrenamtlich tätig in einer sozialen Hilfseinrichtung für Migrant:innen, Bulgarien	08.07.2018
Frau Leopold, Leiterin einer Bildungseinrichtung, Pädagogin, Sachsen	09.07.2019	Frau Kovác, Leiterin einer Bildungseinrichtung, Ungarn	15.04.2019
B., Leiterin einer Betreuungseinrichtung für Jugendliche, Sachsen	05.03.2018	Frau Berger, Angestellte in einem sozialen Stadtteilprojekt, Bayern	31.01.2019
Natalja, Mitarbeiterin in einem sozialen Stadtteilprojekt,	07.09.2018		

Anhang 2 Gesprächsleitfaden

Beispiel Nordhaide: Im Mittelpunkt unseres Projekts steht die Frage, wie das Thema **Vielfalt in den Alltag einwirkt**. Welche Bedeutung hat dieses Thema im Alltag der Stadtbewohner

Was passiert mit den Erhebungen? /Info zu Datenschutz, Anonymisierung, Einverständniserklärung

Ankommen in Nordhaide

- Nordhaide ist ja ein eher „junger“ Stadtteil in München, viele Menschen sind relativ neu in den Stadtteil und zum Teil auch nach München gezogen.
- Wie war das eigentlich bei Ihnen? Wie kam es, dass Sie gerade hierhergezogen sind? Wie haben Sie dieses Gebiet ganz am Anfang erlebt, als Sie hergezogen sind?
- Hat sich etwas verändert in den letzten Jahren? Nehmen Sie Nordhaide heute anders wahr als zum Zeitpunkt des Zuzugs?

Zusammenleben, Nachbarschaft, Begegnungen im Alltag

- Wie ist eigentlich das Zusammenleben in Ihrem Haus?
- Dieses Viertel ist ja mit vielen Sitzmöglichkeiten, Freiflächen und Plätzen aber auch mit den ganzen Kindergärten so geplant, dass es eigentlich viele Möglichkeiten gibt sich zu treffen. Wird das auch so genutzt?
- Was finden Sie prägt das Zusammenleben hier im Viertel?
- Gibt es positive Beispiele für Zusammenleben hier im Quartier? Was sind Hemmnisse für das Zusammenleben?
- Hier in Nordhaide sind Migrationserfahrungen durchgängig wichtig, „ganz normal“. Ist das überhaupt ein Thema für die Menschen die hier leben?
- Woran kann man die Internationalität festmachen??
- Was für eine Situation würden Sie fotografieren/malen/zeichnen, wenn Sie das Zusammenleben in Nordhaide darstellen wollten? (Fotos aus dem Stadtteil zeigen)

„Identität“, Gefühle der Zugehörigkeit

- Gibt es eine Art Zugehörigkeitsgefühl zum Viertel? So etwas wie eine besondere Identität?
Können Sie sich vorstellen, dass man sich hier auch fremd, außenstehend fühlt?
Was würden Sie bei einem Wegzug aus dem Stadtgebiet vermissen?
- Bedeutung von „Mehrfachzugehörigkeiten“ – „global vernetzt“
- Heutzutage fühlt man sich ja mit ganz verschiedenen Orten verbunden, Freunde leben oft verteilt, aber irgendwo ist auch der Mittelpunkt. Wie empfinden Sie das? Und wie ist das für Ihre Kinder? Ist hier so die Basis wo alle immer wieder hinkommen? Oder ist das wo anders?
- Gibt es etwas hier, dass Sie an Ihre Heimat/Kindheit/Jugend erinnert? Vielleicht ein besonderer Gegenstand oder ein Platz im Viertel?

Zum Verhältnis Nordhaide, Münchner Norden, Stadt München

- Finden Sie, dass Nordhaide ein typisches Viertel in München ist? Was ist typisch „München“ was eher nicht? Wie ist das Verhältnis zur Gesamtstadt/Innenstadt: Eine eigene Welt? „ein Dorf“?
- Was meinst Du, wie wird sich der Stadtteil und das Zusammenleben der Menschen entwickeln?
- Wünsche? Was braucht es deiner Meinung nach in Nordhaide? Woran fehlt es?

6 Literatur

- Aybek, C. (2009): München: Integrationspolitik nach dem Neuen Steuerungsmodell. Migration und Integration als Herausforderung von Kommunen. In: Gesemann, F. / Roth, R. (Hrsg.): Lokale Integrationspolitik in der Einwanderungsgesellschaft. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden. S. 335–350.
- Bojadžijev, M. / Römhild, R. (2014): Was kommt nach dem 'transnational turn'? Perspektiven für eine kritische Migrationsforschung. In: Labor Migration (Hrsg.), Vom Rand ins Zentrum, Berlin: Panama, S. 10–24.
- Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft (französisch: La distinction. Critique sociale du jugement. Paris 1979). Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Çağlar, A. / Glick-Schiller, N. (2011): Wider die Autonomie der Migration: Eine globale Perspektive auf migrantische Handlungsmacht, Zeitschrift für Kulturwissenschaften, 5(2), S. 147–150.
- Çağlar, A. / Glick-Schiller, N. (2018): Migrants & City-Making. Dispossession, Displacement, and Urban Regeneration. Durham and London: Duke University Press.
- Dirim, I. / Mecheril, P. (2018): Heterogenität, Sprache(n), Bildung: Die Schule der Migrationsgesellschaft, Studentexte Bildungswissenschaft, UTB.
- El-Mafaalani, A. (2018): Das Integrationsparadox: Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Empirica (2011): Städtebauliche Entwicklungsmaßnahme Nordhaide - Sozialwissenschaftliche Untersuchung für das Wohnquartier Nordhaide im Auftrag der LH München. Berlin.
- Espahangizi, K. (2016): Das #Postmigrantische ist kein Kind der Akademie. In: Geschichte der Gegenwart. <https://geschichtedergegenwart.ch/das-postmigrantische-kein-kind-der-akademie/>
- Espahangizi, K. / Hess, S. / Karakayali, J. / Kasperek, B. / Pagano, S. / Rodatz, M. / Tsianos, V. (2016): Rassismus in der postmigrantischen Gesellschaft, movements, 2 (1), S. 9–23.
- Foroutan, N. et al., (2019): Ostmigrantische Analogien I. Konkurrenz um Anerkennung, Berlin 2019, https://dezim-institut.de/fileadmin/user_upload/Projekte/Ost-Migrantische_Analogien/OstMig_Booklet_A4.pdf;
- Foroutan, N. (2019): Die postmigrantische Gesellschaft. Ein Versprechen der pluralen Demokratie. Bielefeld: transcript.
- Foroutan, N. (2018): Was will eine postmigrantische Gesellschaftsanalyse? In: Foroutan, N. / Karakayali, J. / Spielhaus, R. (Hrsg.). Postmigrantische Perspektiven, Frankfurt: Campus, S. 269–199.
- Foroutan, N. (2015): Die Einheit der Verschiedenen: Integration in der postmigrantischen Gesellschaft in: focus Migration 28. Kurzdossier. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Glaser, B. / Strauss, A. (1967): The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. Chicago: Aldine.
- Glick-Schiller, N., & Çağlar, A. (2009). Towards a comparative theory of locality in migration studies: Migrant incorporation and city scale. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 35(2), S. 177–202.
- Hill, M. (2015): Postmigrantische Alltagspraxen von Jugendlichen. In: Yildiz, E. / Hill, M (Hrsg.). Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft, Bielefeld: transcript, S. 171–192.
- Hess, S. (2015): Politiken der (Un)sichtbarmachung. In: Yildiz, E. / Hill, M. (Hrsg.): Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft. Bielefeld, S. 49–64.

- Huss, E. (2010): Migranten-Milieus. Ergebnisse der Studie, München im Kontext. Münchner Statistik. 1, 2010, S. 1–14.
- Ivanova, A. (2020): Umgang mit natio-ethno-kultureller Diversität in verschiedenen Ansätzen interkultureller Bildung. In: Ivanova, A. (Hrsg.): Zeitgemäße Bildung von Lehrkräften in der Migrationsgesellschaft. Springer VS, Wiesbaden, S. 29–56.
- Kirndörfer, E. / Wiest, K. (2020): Eine Moschee für Leipzig, Verdeckte Konflikte um urbane Zugehörigkeiten in der Migrationsgesellschaft. Migration und soziale Arbeit 42 (2), S. 117–127.
- Kirndörfer, E. / Pilz, M. (2021): Tense encounters: How migrantised women design and reimagine urban everyday life, In: Schramm, M. / Post, H.-Chr. / Gaonkar, A. M. (Hrsg.): Postmigration. Art, Culture, and Politics in Contemporary Europe. Transcript: Reihe "Postmigrantische Studien" (angenommen zum Druck).
- Labor Migration (2014): Vom Rand ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung, Panama Verlag, Berliner Blätter, 65.
- Martin, A. (2018): Leipziger mit Migrationshintergrund. Stadt Leipzig (Hrsg.): Statistischer Quartalsbericht II/2018, S. 11-15.
- Mecheril, P. (2014): Was ist das X im Postmigrantischen? Sub\urban, 2(3), S. 107-112.
- Mecheril, P. (2018). Ordnung, Krise, Schließung. Anmerkungen zum Begriff Migrationsregime aus zugehörigkeitstheoretischer Perspektive. In: Pott, A. / Rass, Ch. / Wolff, F. (Hrsg.): Was ist ein Migrationsregime? VS Springer, Wiesbaden, S. 313–330.
- Mezzadra, S. / Neilson, B. (2013): Border as Method, or, the Multiplication of Labor Duke University Press, <https://read.dukeupress.edu/books/book/1954/Border-as-Method-or-the-Multiplication-of-Labor>
- Münch, S. (2013): Rahmenbedingungen von Zuwanderung und interkulturellem Zusammenleben in den ostdeutschen Bundesländern – eine Bestandsaufnahme. In: Raumforschung Raumordnung, 71, S. 261–271.
- Pilz, M. / Kirndörfer, E. (2021): Jugendclubs als Orte der Aushandlung in der Migrationsgesellschaft. Ironisierungen, Grenzverschiebungen und (Re-)Imaginationen, In: Stock, M. / Hodaie, N. / Immerfall, S. / Menz, M. (Hrsg.): Migrationsgesellschaft. Berlin: Springer VS. (im Erscheinen).
- Przyborski, A. / Wohlrab-Sahr, M. (2010): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. 4. Aufl. München: Oldenbourg.
- Schnur, O. (2008): Quartiersforschung im Überblick: Konzepte, Definitionen und aktuelle Perspektiven, In: Schnur, O. (Hrsg.): Quartiersforschung – zwischen Theorie und Praxis. Wiesbaden. S. 19–54.
- Stadt Leipzig (2013): Gesamtkonzept zur Integration der Migrantinnen und Migranten in Leipzig. Leipzig.
- Stadt Leipzig, Dezernat Stadtentwicklung und Bau (2018a): INSEK - Entwurf Integriertes Stadtentwicklungskonzept „Leipzig 2030“. Leipzig.
- Stadt Leipzig, Amt für Stadterneuerung und Wohnungsbauförderung (2018b): Integriertes Handlungskonzept – soziale Stadt Paunsdorf. Leipzig.
- Terkessidis, M. (2010): Interkultur, Berlin: Edition Suhrkamp.
- Wiest, K. (2020): Ordinary places of post-migrant societies: dealing with difference in West and East German neighbourhoods, Urban planning, 5 (3), S. 115-126, <https://www.cogitatiopress.com/urbanplanning/article/view/2960>
- Yildiz, E. (2010): Die Öffnung der Orte zur Welt und postmigrantische Lebensentwürfe. SWS-Rundschau 50 (3), S. 318–339.
- Yildiz, E. / Hill, M. (Hrsg.) (2015): Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft, Bielefeld: transcript.

Internetseiten

Landeshauptstadt München (2012): Projektinformation Nordhaide

<https://www.muenchen.de/rathaus/Stadtverwaltung/Referat-fuer-Stadtplanung-und-Bauordnung/Projekte/Nordhaide.html>

Potsdamer neueste Nachrichten (02.02.2018): Konflikte sind wunderbar.

<https://www.pnn.de/potsdam/pnn-interview-migration-in-deutschland-konflikte-sind-wunderbar/21291132.html> letzter Zugriff 22.06.2021

Süddeutsche Zeitung (04.11.2012): *Südliches Bahnhofsviertel* Ein Christbaum für Klein-Istanbul,

<https://www.sueddeutsche.de/muenchen/suedliches-bahnhofsviertel-ein-christbaum-fuer-klein-istanbul-1.1513580>, letzter Zugriff 22.06.2021

Süddeutsche Zeitung (14.03.2011): Migranten in München (5): In Zahlen Stadt der Vorzeigemig-

ranten, <https://www.sueddeutsche.de/muenchen/landkreismuenchen/migranten-in-muenchen-5-in-zahlen-stadt-der-vorzeigemigranten-1.1033640>, letzter Zugriff 22.06.2021

Bildnachweise

Plakat 2: Luftbild Landeshauptstadt München

Plakat 5, Plakat 8: Photographien Sandra Plessing & Diana Wesser

Portraits Plakate 1, 6, 7, 9, 10, 11, 12: Lauren McKown

Plakate 2, 3, 4: Photographien Karin Wiest